Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 84 (1988)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CARSTEN BREGENHØJ: ṚgVeda as the Key to Folklore. An Imagery Experiment. København: Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck 1987. 79 S. (Dansk Folkemindesamling, Studier, 16–17).

Legt man Bregenhøjs kurze, nicht nur durch ihren Titel und die Umschlaggestaltung überraschende Abhandlung nach der Lektüre aus der Hand, bleibt Verwunderung und Verwirrung. Laut Klappentext sollten in dieser Schrift Folklore neu überdacht und die Wurzeln der populären Kultur gesucht werden, doch dann stellt sich die neue Theorie als erweiterte Fassung zweier Vorträge von 1983 und 1986 heraus. Als positive Erkenntnis bleibt zuerst einmal und sicherlich im Widerspruch zu Bregenhøj die ernsthaft gestellte Frage, ob es denn überhaupt die Aufgabe des Folkloristen sein kann, sich auf den Weg nach den Ursprüngen zu begeben.

Das ṚgVeda, so Bregenhøjs Argumentation, ist der Urknall aller Folklore. Damit wirft er so ungefähr alles über den Haufen, was die Forschung des 20. Jahrhunderts mühsam erarbeitet hat, um sich von den altertumskundlichen und mythologischen Spekulationen des 19. Jahrhunderts zu lösen. Muss man schon unbedingt ins Pleistozän der geistigen Volkskultur zurückstossen, dann hätte dies nach den heute gültigen Normen der Anwendung exakter historischer und philologischer Methoden bedurft und nicht des Sprungs auf die Zeitmaschine des Vergleichs und der Voraussetzung, dass Sprache (language) und Folklore (folklore) parallel seien: Sanskrit, in dem die vedischen Hymnen verfasst sind, sei die älteste indoeuropäische Sprache und damit die Urmutter der meisten europäischen Sprachen; im ṚgVeda lasse sich somit ein Grossteil der europäischen Folklore wiederfinden. Nach anthropologischem, archäologischem und linguistischem Forschungsstand hätten die baltisch-finnischen Völker während verschiedener Perioden engen Kontakt mit den indoeuropäischen, skandinavischen und germanischen Völkern gehabt, weswegen es durchaus legitim sei, die religiöse Dichtung der «Arier» mit der finnischen und skandinavisch-germanischen Volksdichtung (folk poetry) zu vergleichen. Voilà, so einfach liest sich das Plädoyer für eine vergleichende Folkloristik quer durch Zeiten, Räume und Kulturen.

Doch ganz so einfach – was zu seinen Gunsten angemerkt sei – macht es sich Bregenhøj wiederum auch nicht. Er arbeitet mit der bildhaften Sprache, mit der Doppeldeutigkeit sprachlicher Ebenen und wendet sich – mit Recht – gegen eindimensionale Deutungen. Den Erzählforschern wirft er vor, sich bislang lediglich mit der Oberflächenbedeutung der Texte und mit ihrem profanen Wortsinn zufrieden gegeben, ihren religiösen Hinter- und Symbolsinn allerdings verkannt zu haben. Dies führt ihn zur durchaus berechtigten Kritik an den Kategorisierungs- und Zuordnungssystemen Antti Aarnes und Stith Thompsons, wobei ihm die Arbeiten Hans-Jörg Uthers zur Klassifizierung der Volkserzählung offensichtlich unbekannt geblieben sind. Sein Paradigma ist, angeregt durch R. Gordon Wassons «Soma, Divine Mushroom of Immortality» (1969), die bildhafte Bedeutung von «Soma» (eigentlich: Fliegenpilz) in den vedischen Hymnen. Auf der Grundlage der Bildsprache lasse sich daran die finnische «Sampo-Dichtung» anschliessen. Man muss zugestehen, dass Bregenhøj nicht mit der plumpen komparativen Methode des 19. Jahrhunderts arbeitet, sondern die hinter der Sprache liegenden Bilder zu analysieren versucht. Und dennoch: Er stellt sich selbst ins 19. Jahrhundert als Vollender der Ideen Jacob und Wilhelm Grimms: «And yet some of the founders of folklore, such as the Grimm brothers, were so preoccupied with origin and so close to the thought of imagery that one cannot help wondering why they did not see this possibility. Their successors took steps in the right direction, but along the wrong track» (S. 10).

Es stimmt bedenklich, dass Bregenhøjs Überlegungen zum Ursprung der Folklore 1987 und nicht am Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Indogermanen zum philologischen Modethema wurden, erschienen. Vergleicht man seine Methode mit derjenigen der Altertumskundler dieser Zeit, bleibt unter dem Strich nicht viel mehr übrig

als ein Wechsel von Paradigmen und Archetypen. Die Brüder Grimm haben der sich formierenden Volkskunde die Germanen beschert, Dietz-Rüdiger Moser den Narren der Fas(t)nacht Augustinus' «De civitate Dei» als Handlungsanweisung in die Hand gedrückt, und nun macht Bregenhøj die europäische Volkskultur zum Späthinduismus. Wer wagt sich als nächster daran, die ägyptischen Pharaonen zu Stammvätern der abendländischen Folklore zu erklären?

Bregenhøj bezeichnet seine Theorie als «an imagery experiment». Ob sich die populäre Kultur als Experimentierfeld für diese Art von Gedankenspielen unbeschränkt eignet, bleibe dahingestellt. Immerhin hat die ähnlicher Parforceritte durch Zeiten und Kulturen nicht eben unverdächtige Zeitschrift «Temenos» sein Manuskript zurückgewiesen, «by dilatory tactics» (S. 45). Er fordert zur Diskussion seiner Aussagen auf; ob dies angesichts ihrer extremen Folgerungen möglich ist, muss bezweifelt werden. Dass moderne methodische Ansätze aus dem Strukturalismus und der Semasiologie nicht nur vorwärts weisen, sondern die «Volkspoesie»forschung wieder auf den Stand und die Ziele des 19. Jahrhunderts reduzieren helfen, stimmt nachdenklich. Traurig aber ist, dass die Folkloristik als intellektuelle Spielwiese herhalten muss.

Christoph Daxelmüller

MARTIN MAURER: Die soziale Differenzierung in Stadt und Landschaft Basel als Ursache der Kantonstrennung 1833. Liestal: Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung 1985. 160 S. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, 22).

Die vorliegende Publikation entstand 1981 als wirtschaftswissenschaftliche Lizentiatsarbeit an der Universität Basel. Ausgehend vom Studium der Literatur und vereinzelter edierter Quellen, versucht der Autor, die Basler Kantonstrennung von 1832/33 aufgrund der bis heute erkennbaren sozioökonomischen Veränderungen seit dem 17. Jahrhundert zu erklären. Nach der Darstellung der herrschaftlichen Verfassung der alten Basler Landschaft und des fürstbischöflichen Birsecks wird die Wirtschaftspolitik der Obrigkeiten verfolgt. Gelegentlich werden Vergleiche mit den Ständen Zürich und Bern angestellt. Breiten Raum nimmt die Analyse zweier wichtiger Vorgänge ein: das Ringen innerhalb der Stadt zwischen den Interessen der Handwerkszünfte und denjenigen der Seidenband-Verleger (Kaufleute) sowie das Bestreben der städtischen Handwerker, die ländliche Konkurrenz von der Stadt fernzuhalten und sich als Monopolisten die Landschaft als Absatzmarkt zu sichern. In beiden Bereichen musste die von den Handwerkszünften hochgehaltene Stadtwirtschaftspolitik empfindliche Niederlagen einstecken.

Die Kaufleute erreichten, dass sie das Arbeitskräftepotential des Untertanengebietes für die nichtzünftische Produktion von Seidenbändern erschliessen konnten. Die Maxime, dass jede Produktion von den Zünften zu kontrollieren sei, wurde aufgebrochen. Zu dieser Änderung der Wirtschaftspolitik im ausgehenden 17. Jahrhundert trug die restriktive Einbürgerungspraxis der Stadt Basel bei. Sie verhinderte wohl die Verschärfung der Konkurrenz innerhalb der Stadtmauern, machte aber für eine wesentliche Steigerung der Produktion das Ausweichen auf die Landschaft nötig. So entstand mit den Posamentern (Heimarbeitern) eine neue ländliche Gesellschaftsgruppe, die am Ende des 18. Jahrhunderts einen Viertel der Bevölkerung stellte und unmittelbar von den städtischen Verlegern abhängig war. Dass sich in diesem Wirtschaftszweig keine der Zürcher Landschaft vergleichbare untertänige Oberschicht zu bilden vermochte, erklärt sich durch das Fehlen eines selbständigen Zwischengliedes zwischen Verleger und Heimarbeiter. Es gab keine Fergger; die Visiteure waren Angestellte der Unternehmer.

Neben der Ausbreitung der Textilproduktion konnten die Stadtzünfte auch die Existenz des Landhandwerks nicht unterdrücken. Immerhin erreichten sie dessen fortwährenden Ausschluss vom städtischen Markt und die Aufsicht über die Landzünfte.

Im Gegensatz zum Ancien Régime fehlen für die Zeit von 1798 bis 1830 sozial- und

wirtschaftsgeschichtliche Veröffentlichungen weitgehend. Dieser bedauernswerte Umstand, der im Rahmen des Forschungsprojektes für eine neue Baselbieter Geschichte bis 2001 behoben werden dürfte, findet in der vorliegenden Arbeit seinen Niederschlag. Deren Informationsgehalt wird desto dünner, je näher sie sich auf die Kantonstrennung zubewegt! Deshalb wirkt auch die Aussage, wonach der historische «Gesamtprozess (...) eine gesellschaftliche Konstellation» habe entstehen lassen, die «nur die Trennung als Ausweg offen» gelassen habe, wenig überzeugend.

Es ist nicht die Schuld Maurers, dass er den Anspruch, den er mit der Formulierung des Titels erhebt, nicht erfüllen kann. Zuzustimmen ist ihm, dass die Basler Kantonstrennung noch einer vertieften Interpretation bedarf. Doch fehlen dazu heute noch wesentliche Grundlagenstudien: Die Organisation und Bedeutung des Landhandwerks ist nahezu unerforscht, was zu schematischen Annahmen über dessen Rolle in den Revolutionen von 1798 und 1831/33 verleitet. Sodann ist das Baselbiet der Mediation und Restauration weder sozial-, wirtschafts- und mentalitätsgeschichtlich noch politologisch hinreichend untersucht worden, um gesicherte Erkenntisse über die «Ursache der Kantonstrennung» zuzulassen.

Dass Martin Maurer in seinem Überblick wegen der begrenzt zur Verfügung gestandenen Zeit (Lizentiat) und des fehlenden Studiums von Archivquellen einige Missverständnisse und Ungenauigkeiten unterlaufen sind, schmälert nicht das Verdienst, eine interessante wirtschaftshistorische Übersicht vorgelegt und die Interpretation der Kantonstrennung erneut zur Diskussion gestellt zu haben.

Matthias Manz

«MERT EZT ISTEN HAGYTA...» (Das hat Gott so befohlen...) Studien zur Volksreligiösität. Budapest: Magvető 1986. 637 S.

Das Werk ist Sándor Bálint († 1980) gewidmet, der beinahe allein die Erforschung der ungarischen Volksreligiosität zu europäischem Ansehen gebracht hat. Nur einige kleinere Artikel sind von ihm in deutscher Sprache erschienen, so in der «Festschrift für Matthias Zender» (Bonn 1972) und im «Rheinischen Jahrbuch für Volkskunde» (Bonn, Bände 15/16); dies und jenes wurde in der «Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde» und anderen Zeitschriften veröffentlicht. Einige kleinere Arbeiten kamen vor dem Zweiten Weltkrieg und während des Krieges in der «Nouvelle Revue de Hongrie» heraus. Trotzdem habe Bálint mit seiner wissenschaftlichen Arbeit, so sagt Matthias Zender, an die internationale Forschung einen unentbehrlichen Beitrag geleistet. Den ausländischen Wissenschaftern stellte sich nämlich – ausser den Sprachschwierigkeiten – ein unüberbrückbares Hindernis in den Weg: Die örtlichen, geschichtlichen und anderen Quellen waren sehr schwer zugänglich. Bálint hat die Verehrung der Heiligen ausführlich erschlossen. Mit den Bänden «Ünnepi kalendárium» (Festkalender, Budapest 1978) gab er den Forschern ein Mittel in die Hand, um eine «Terra incognita» zu entdecken. Er beschreibt darin die Geschichte sowie die örtliche und zeitliche Verbreitung des Kultes von mehr als 170 Heiligen unter Berücksichtigung der diesbezüglichen Forschungslage in Europa. Zender meint, dass auch derjenige, der die ungarische Sprache nicht beherrsche, sich in diesem Werk leicht zurechtfindet; in den kommenden Jahren werde sich bewahrheiten, dass die Werke von Sándor Bálint auf diesem Sektor der europäischen Kultur von grundlegender Bedeutung sind. Denn wegen seiner geographischen Lage in der Kulturlandschaft Europas erweise sich die wissenschaftliche Arbeit in Ungarn als ausschlaggebend.

Alle Themen des Buches «Mert ezt Isten hagyta» gehören dem Forschungsgebiet an, dem Sándor Bálint sein ganzes Leben gewidmet hat. Der Herausgeber des Werkes, *Gábor Tüskés,* gibt dem Leser eine ausführliche Übersicht zur Geschichte der Erforschung der ungarischen Volksreligiosität. Ausser Sándor Bálint hatte sich *Zsuzsanna Erdélyi* besondere Verdienste erworben; ihr in den Jahren 1974 und 1976 erschienenes Werk, das 251 archaische Volksgebete enthält, erregte grosses Aufsehen im Lande.

Der erste Teil der Studien zu Ehren Bálints bringt mittelalterliche Themen zur

Sprache. *Gábor Klaniczay* schreibt über die Anjou-Dynastie und die heiligen Könige. *Ernő Marosi* schildert die Beziehungen zwischen der mittelalterlichen ungarischen Kunst und der Liturgie. *Éva Knapp* behandelt die Wunderberichte zur Reliquie des heiligen Paulus des Einsiedlers in Budaszentlőrinc. *László Dobszay* geht den Spuren mittelalterlicher Begräbnisse in der Volksüberlieferung in Siebenbürgen nach.

Der zweite Teil ist Studien aus den Quellengebieten der Volksreligiosität gewidmet. *Éva Pócs* untersucht den Zusammenhang von magischen und religiösen Texten in den Beschwörungen. Thema von *Péter Erdő* ist die Beziehung des Kirchenrechtes zum Volksbrauchtum. *András Cserbák* zeichnet den kulturgeschichtlichen Hintergrund der ungarischen griechisch-katholischen Volksreligiosität: ein einzigartiges Thema. Aufgrund der geschichtlichen Entwicklung der orthodoxen und der unierten Kirche in Ungarn und infolge der neuen Lage nach dem Zweiten Weltkrieg ergibt sich die Notwendigkeit einer speziellen Forschung. Im Karpatenbecken wurden nämlich die rumänische, russische und slowakische unierte Kirche durch administrative Massnahmen mit der orthodoxen Kirche zwangsvereinigt; die ungarische unierte Kirche aber blieb katholisch. Merkwürdig ist zum Beispiel, dass im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils die unierten Priester heute die Ikonostasen nicht abtragen, sondern neue anbringen. *Elek Bartha* hält die Spuren der byzantinischen Liturgie in der Volksüberlieferung fest. *László Kárpáti* beschreibt das Irmologion (Gesangbuch) der Ortschaft Sajópálfalva. *Sándor Scheiber* schliesslich erschliesst den Sinn des jüdischen Brauches, wonach man den Sarg aus dem Tisch herstellt. Dies war schon im Mittelalter Sitte; es erinnerte den Menschen unter anderem daran, dass nur jener Besitz bleibt, den man von seinem Tisch den Armen gibt.

Die Themen des dritten Teils beziehen sich auf die Besonderheiten einiger Regionen. *Zoltán Szilárdfy* fasst die Ikonographie des Purgatorium-Altars einer Kirche in Szeged ins Auge. *László Székely* analysiert eine alte Volksballade aus Siebenbürgen. Das Lamm Gottes kommt als Bräutigam und wirbt um die keusche Jungfrau; die Motivierung lautet: Weil Gott es so befohlen hat... Dieser Satz bildet den Titel des Gedenkbuches. Der Tod ist als eine himmlische Hochzeit dargestellt. *Pál Péter Domokos* schreibt über den Gesangsunterricht in Csiksomlyó (Siebenbürgen) am Anfang des 18. Jahrhunderts. *Ambrus Molnár* berichtet von der Entstehung der von der offiziellen reformierten Kirche (evangelisch-helvetischen Bekenntnisses) abgespaltenen Bewegung in Hajduhadháza. *Jenö Szigeti* befasst sich mit der Gründung der Baptistengemeinschaft in Békés.

Der vierte Teil umfasst Studien zur Gegenwart. Gründlich und ausführlich wird die Totenwache in der Ortschaft Kapolnásfalu (Siebenbürgen) von *Péter Ullmann* erforscht. Dieses Dorf behielt bis heute die uralte Gewohnheit bei, fünf bis sechs Stunden lang zu singen und zu beten, wenn die Gläubigen in der Nacht sich bei einem Toten einfinden. *Olga Nagy* zeigt die Wirkung der pastoralen Arbeit der reformierten Kirche (evangelisch-helvetischen Bekenntnisses) in Havad (Siebenbürgen) auf. *Ferenc Jádi* und *Gábor Tüskés* veranschaulichen durch ein konkretes Beispiel die Psychopathologie der Volksreligiosität. *Miklós Tomka* skizziert die Geschichte der Religiosität in Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg. *Ágnes Fehér* wendet sich der Frage zu, wie sich kleine Religionsgemeinschaften (Adventisten, Baptisten, christliche Brudergemeinschaft) in Sachen Endogamie und Exogamie verhalten, das heisst wie weit sie eine Eheschliessung mit einem Partner aus einer anderen Religion verhindern oder erlauben.

Als Anhang publiziert *László Péter* eine Bibliographie ausgewählter Werke von Sándor Bálint. Begrüssenswert ist die Auswahl auch insofern, als er ziemlich viele Themen aus dem Leben der ungarischen Minderheit in Siebenbürgen berücksichtigt. Diese Volksgruppe – zwei Millionen Ungarn, unter ihnen vor allem die Székler – hat ausserordentlich viele Begabungen. Denken wir nur an die Auswirkung der Székler Volkslieder auf die Werke des weltberühmten Komponisten Béla Bartók.

Der Herausgeber des Bálint-Bandes, Gábor Tüskés, und die Verfasser der Studien leisteten seriöse wissenschaftliche Arbeit, so dass wir dieses umfangreiche Buch (637 Seiten) als vorzügliches Quellenwerk bestens empfehlen können. Ausser der wissen-

schaftlichen Gründlichkeit besitzen die Verfasser das für diese Disziplin unentbehrliche Einfühlungsvermögen. Sie folgten der Mahnung von Sándor Bálint, dergemäss man die Regungen der Volksseele mit einseitig rationalistischen Methoden nie erklären kann. Sein Beispiel war ihnen Ermutigung; das Geheimnis der Erfolge Bálints lag in seiner Identifizierung mit der Volksseele. Das gelang auch den Autoren dieser Studien in vollem Mass. Géza Kerny

GRIMMIGE MÄRCHEN. Hg. v. Wolfgang Mieder. Prosatexte von Ilse Aichinger bis Martin Walser. Frankfurt: Fischer 1986. 259 S.

TRADITION AND INNOVATION IN FOLK LITERATURE. Ed. by Wolfgang Mieder. Hanover, N.H. / London: University Press of New England 1987. XX + 293 S.

Mit diesen zwei Bänden setzt Wolfgang Mieder seine fruchtbare Sammel- und Forschungstätigkeit im Bereich der Volksliteratur sowohl in deutsch als englisch fort. «Grimmige Märchen», wie der Titel bereits verrät, beinhaltet nicht etwa eine Neuauflage der «Kinder- und Hausmärchen», sondern versammelt literarische Interpretationen der altbekannten Geschichten und Motive im Lichte des 20. Jahrhunderts. Die 82 Prosatexte wurden von insgesamt 61 deutschsprachigen Autoren aus der BRD, DDR, Österreich und der Schweiz verfasst und zwischen 1924 und 1984 veröffentlicht.

Mieder sieht in der Vielzahl der Texte den Beweis, dass Märchenparodie und Märchensatire als literarische Untergattungen bezeichnet werden dürfen. Darunter finden sich wiederum verschiedene Stilrichtungen, wie z. B. das «Mini-Märchen» oder die «Kürzestgeschichte» von Autoren wie Joachim Schwedenhelm und Heinrich Wiesner. Daneben stehen die Arbeiten philosophischer Essayisten wie Theodor Adorno und die literarischen Essays von Karin Struck oder Martin Walser. Neben inhaltlichen Märchenparodien gibt es auch stilistische Parodien, so z. B. das Erzählen von Rotkäppchen in der Fachsprache der Jurisprudenz durch Thaddäus Troll. Autoren wie Janosch (Horst Eckert) bemühen sich um Beibehaltung des Märchenstils in Neufassungen von Märchen wie Jorinde und Joringel, wo es Joringel zwar nicht gelingt, Jorinde zu erlösen, doch seine eigene Verwandlung in einen Zeisig erlöst ihn zumindest von seiner Sehnsucht nach der Nachtigall Jorinde.

Die Texte sind in 19 thematische Kapitel gegliedert, wovon sich zwei mit dem Sinn der Märchen ganz allgemein und mit Geschichten, die Märchentypen und -motive vermischen, befassen. Die übrigen Kapitel sind spezifischen Märchen wie «Aschenputtel» oder «Rumpelstilzchen» gewidmet. Man hätte sich vielleicht ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis gewünscht, um die Vielfalt an vertretenen Autoren etwas leichter zu überschauen, doch bieten diese «Grimmigen Märchen» unzählige Anreize für ein vielschichtiges Publikum. Sie eignen sich für den Unterricht an Oberstufen, sie öffnen interessante Perspektiven für den Volksliteraturforscher wie für den Literaturhistoriker, und zusammengefasst in diesem handlichen Band, sind sie gleich dem traditionellen Märchen anregender und vergnüglicher Vorlesestoff.

In den sechs inhaltlich selbständigen Kapiteln von «Tradition and Innovation in Folk Literature» macht sich Mieder an die Auswertung seiner umfassenden Materialsammlungen im Bereich Volksliteratur in der Moderne. Neben drei Essays zu Mieders Lieblingsgattung, dem Sprichwort, finden sich hier auch historisch-vergleichende Untersuchungen zu spezifischen Sagen, Kinderreimen und zum Märchen. Eine allgemein gehaltene Einleitung fasst die einzelnen Kapitel in knappen Zügen zusammen. Seine Aufsätze wollen die Frage der Kontinuität, die vor allem in der deutschen Volkskunde in den letzten zwanzig Jahren häufig in der theoretischen Diskussion aufgetaucht ist, anschaulich machen. Das Interesse am «Überlebenden», an den letzten Zeugen traditionellen Volksgutes, das die Volkskunde zumindest in den ersten hundert Jahren ihrer fachlichen Existenz an den Tag legte, schenkte weder Neuerungen noch Überarbeitungen des Alten in der Volkskultur Beachtung. Arbeiten wie Hermann Bausingers «Volkskultur in der technischen Welt» oder Richard Dorsons Essay «Folklore in the Modern World» brachten hingegen neue Ansätze, und Mieders Buch setzt solche Anstösse mit volksliterarischen Fallstudien fort.

Der erste Aufsatz fährt dort fort, wo «Grimmige Märchen» aufhört, nämlich mit einer detaillierten Diskussion zur Variationenbreite der Anti-Märchen des 20. Jahrhunderts. Auf einige für das amerikanische Lesepublikum hilfreiche einleitende Bemerkungen zur deutschen Märchenforschung der letzten zwei Jahrzehnte folgen Datenvergleiche zu Froschkönig, Schneewittchen und Hänsel und Gretel. Neben Prosatexten und Gedichten macht Mieder auch Gebrauch von Karikaturen (die aus drucktechnischen Gründen leider nicht vollzählig wiedergegeben werden konnten). «Wenn wir Märchen als emanzipierende Geschichten für Menschen jeden Alters interpretieren», schreibt Mieder, «dann nehmen selbst die Anti-Märchen – als moderne Reaktionen – tiefere Bedeutung an für eine vielschichtige Welt, die alles andere als eine Märchenwelt ist» (S. xiv). Während Sozialpolitik, Sex und zeitgeschichtlicher Kommentar (z. B. zur Nuklearenergie) in Märchenparodien und -überarbeitungen auftauchen, findet Mieder, dass auch in den modernen Arbeiten mit Märchenmotivik zeitlose menschliche Probleme zu Liebe, Hass, Angst und persönlicher Emanzipation zur Sprache kommen. Damit können die Anti-Märchen als thematische Fortsetzungen des traditionellen Volksmärchens erkannt werden.

Ursprung, Geschichte und gegenwärtige Anspielungen (in der Form von touristischen Souvenirs, aber auch Karikaturen und ernsthafte Prosatexte und Gedichte) zur Sage des Rattenfängers von Hameln werden im zweiten Kapitel untersucht. Mieder fasst die Quellen- und Forschungsgeschichte zu dieser faszinierenden Sage in sechs Ursprungshypothesen zusammen. Darunter findet er die letzte, die den historisch belegten Auszug von 130 Kindern aus Hameln auf die Ostkolonisation im späten 13. Jahrhundert zurückführt, am wahrscheinlichsten. Dank den «Deutschen Sagen» der Brüder Grimm sowie einem zauberhaften Gedicht des Engländers Robert Browning, das seit der Publikation im Jahre 1842 in mehr als fünfzig zum Teil illustrierten Ausgaben erschienen ist, ist der Rattenfänger von Hameln trotz Lokalisierung zu einer weltbekannten Sage geworden. Das Bild eines (Ver-)Führers, das der Ratten- und Kinderfänger so anschaulich symbolisiert, fand Anwendung in positivem und negativem Sinne. Ein beliebter Pfarrer, der im Brooklyn der Jahrhundertwende gegen die Sklaverei Stellung nahm, wurde als Rattenfänger verdichtet, aber die Nazis brauchten das Bild zur Karikierung des Kommunismus – ein Bild, das die USA interessanterweise gleich nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls für antikommunistische Zwecke übernahm. Hitler, Khomeini, Henry Kissinger, Präsident Ford und der Sektenführer Jim Jones sind aus verschiedensten Gründen als Rattenfänger dargestellt worden, und auch Massenbewegungen werden mit derselben Analogie karikiert. Es ist denn nur selten ein tatsächliches Rattenproblem, das die Sage in Erinnerung ruft; vielmehr sind es demokratische oder individualpsychologische Beweggründe, die uns den Rattenfänger im modernen Kontext heraufbeschwören lassen.

«Er liebt mich, er liebt mich nicht» – das populäre Liebesorakel, das wohl überall, wo Gänseblümchen blühen, existiert, wird im dritten Kapitel besprochen. Auch hier bietet Mieder eine beeindruckende Übersicht zu historischen Vorläufern dieses einfachen Spruches, und eine Anzahl von Reimen ähnlichen Zweckes wie z. B. «Kaiser, König, Edelmann» werden zum Vergleich angeführt. Eine weniger textbezogene Analyse hätte vielleicht in diesem Kapitel etwas mehr Wert darauf gelegt, dieses Genre im Bereich der Frauenvolkskultur, insbesondere der Sozialisierung kleiner Mädchen, anzusiedeln. Doch Mieder geht es um den Nachweis des Fortbestandes und der Neuinterpretation von Volksliteratur, und auch im Bereich dieses Liebesorakels findet er humoristische Abwandlungen eines alten Themas. Auch für die kommerzielle Kartenindustrie mit ihren Innovationen im Jahresbrauchtum – hier dem Valentinstag – gelingt es Mieder, den Fortbestand des Reimes zumindest in Anspielungen nachzuweisen.

Die zweite Hälfte des Buches ist dem Sprichwort gewidmet. Unter dem Titel «Alte Weisheit in neuer Kleidung» bespricht Mieder im vierten Kapitel Sprichwort und Sprichwortparodien in der Neuzeit. Nachdem er die Funktion des traditionellen Sprichwortes derjenigen des neuzeitlichen Anti-Sprichwortes gegenüberstellt, folgert Mieder: «Unsere Gesellschaft mag noch so gebildet und noch so technologisiert

werden, aber traditionelle Sprichwörter werden uns immer dazu dienen, in farbigen Metaphern grundsätzliche und universelle menschliche Erfahrungen zusammenzufassen» (S. 154). Das dank der skulpturellen oder bildlichen Darstellung durch drei Äffchen weltbekannte Sprichwort «Höre, siehe und schweige» («Audi, cerne, tace! Bona res est vivere pace») wird im fünften Kapitel auf historische und gegenwärtige Varianten hin untersucht. Die modernen Äffchen haben – gleich anderem Volksgut – ihre Unschuld verloren. Besonders faszinierend ist bei diesem Beispiel die Internationalisierung eines asiatischen Bildnisses der Weisheit und dessen sukzessive, vollständige kulturelle Uminterpretation im Westen.

Das letzte Kapitel verfolgt die fast dreitausendjährige Geschichte des Sprichwortes «Die grossen Fische fressen die kleinen» – wobei sich Mieder hauptsächlich auf die Geschichte der englischen Variante beschränkt (obwohl er auch die wichtigsten geschichtlichen Vorläufer wie etwa den Physiologus Text berücksichtigt). Der historisch-vergleichende Nachweis nimmt hier mehr Raum ein als die modernen Abwandlungen des Sprichwortes. Aber auch zu diesem Text oder Bild hat Mieder moderne wirtschaftliche, politische und soziale Parodien, die erneut den kreativen Umgang mit traditioneller Volkspoesie illustrieren, gefunden. Ungleich anderen Beispielen, wo Mieder den Willen oder Mut der Menschheit zum Umkrempeln einer alten Weisheit beweisen konnte, findet er hier Zeichen einer fatalistischen Ergebenheit. Eine Egalisierung unter den Fischen scheint dem Menschen offenbar ebenso unmöglich wie humanere Verhaltensweisen in der Gesellschaft.

«Tradition and Innovation in Folk Literature» ist ein sehr zugängliches, attraktiv gestaltetes Buch. Der ausführliche Apparat wird den literarisch ausgerichteten Volkskundler mehr als befriedigen, während der Text auch einem breiteren Publikum Einstieg in interessante kulturgeschichtliche Fragen bietet. Regina Bendix

NILS HANSEN: Fabrikkinder. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert. Neumünster: Wachholtz 1987. 187 S., 2 Abb., 13 Tab. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 19).

Dieses Buch, eine von K. D. Sievers betreute Kieler Magisterarbeit, «steht im Rahmen der sich in neuester Zeit intensivierenden Erforschung der Industrialisierung in Schleswig-Holstein ... Die Anfänge der neuen Betriebs- und Produktionsformen stützen sich in einem nicht unerheblichen Mass auf den kostengünstigen Produktionsfaktor 'Kind'...». Und eben diese von Kindern – Mädchen und Knaben vor der Konfirmation – verrichteten Arbeiten bzw. präziser: die arbeitenden Kinder werden von Nils Hansen vor dem historischen Umfeld der (relativ späten) Entwicklung des Fabrikwesens sowie der jeweiligen gesetzlichen – und vielfach missachteten – Vorschriften dargestellt. Als Quellen (die allerdings, weil sie primär die Sicht der Fabrikanten und Behörden widerspiegeln, kritisch betrachtet und benutzt werden mussten) dienten Fabrikberichte, obrigkeitliche Erhebungen sowie andere zeitgenössische Beschreibungen (von denen leider nur wenige von den Betroffenen selbst stammen, weshalb der Bereich des individuellen Arbeitserlebnisses nicht behandelt werden konnte).

Wenn auch aufgrund der relativ «dünnen» Quellenbasis eine völlige Aufarbeitung des Themas nicht möglich war, ist es dem Autor doch gelungen, die quantitativen und qualitativen Faktoren für Kinderarbeit in Fabriken herauszustellen, und zwar für den Zeitraum von 1814 (Einführung der Schulpflicht) bis 1891/94 (endgültiges Verbot von Fabrikarbeit für schulpflichtige Kinder). Während vor der Eingliederung Schleswig-Holsteins in das preussische Reich (1867) die Beschäftigung von Kindern ab dem 6. Lebensjahr und ein zwölfstündiger Arbeitstag möglich bzw. nicht untersagt waren, wurde danach ein regelmässiger, zumindest dreistündiger Schulbesuch vorgeschrieben, die Altersgrenze für Fabrikarbeit auf 12 Jahre angehoben und die Kontrolle veschärft. Allerdings drängte ab diesem Zeitpunkt der verstärkte Einsatz von Maschinen die Arbeit der «Fabrikkinder» (so der Terminus des 19. Jahrhunderts; die Tätigkeiten waren im wesentlichen Hand- und Hilfsarbeiten) zurück und verlagerte sie in die Klein- und Hausindustrie. Die Arbeit resp. Mitarbeit von Kindern war nicht

nur zur Existenzsicherung der Arbeiterfamilien notwendig, sondern versetzte die Fabrikanten auch in die Lage, bei den Löhnen zu sparen und die der Erwachsenen auf ein tieferes Niveau zu drücken. Das vorliegende Buch hat somit durchaus seine Gegenwartsbezüge: Derartige Strategien für Kostensenkung und Profitmaximierung werden heute nicht nur in der dritten Welt angewandt, sondern auch in unseren Breiten, und zwar überwiegend im ländlichen Raum und gegenüber Frauen (vgl. dazu etwa: Cheryl Benard / Edit Schlaffer: Notizen über Besuche auf dem Land. Wien / München 1979).

Schwerpunkt der engagierten Untersuchung, in welcher Kinderkultur als «Kindererleben und Kinderarbeit» definiert wird, weil die Kindheit von Fabrikkindern durch Arbeit bestimmt ist (ein engerer, auf Spiel, Spielzeug, Kleidung etc. beschränkter Kulturbegriff erwiese sich in diesem Zusammenhang nach Meinung des Autors als nachgerade zynisch), ist die Schilderung von Arbeitsverhältnissen (Zeit, räumliche Gegebenheiten) und -weisen (Tätigkeiten, Ausführung) dieser Kinder, die zwar, bezogen auf die Gesamtkinderzahl, eine überschaubare Randgruppe waren, 1865 in Schleswig-Holstein aber immerhin 12,3 Prozent der Fabrikarbeiterschaft stellten.

Zahlreiche Tabellen sowie zeitgenössische «Materialien» im Anhang runden das in diesem Band vermittelte triste Bild der Fabrikkinder und ihrer Arbeit ab, eines Phänomens, für das man sich für weitere Regionen eine ähnlich präzise volkskundliche Analyse wünschen würde. Olaf Bockhorn

CLAUDINE REMACLE: Architecture rurale. Analyse de l'évolution en Vallée d'Aoste. Roma: L'Erma di Brettschneider 1986. 295 S., 123 Abb., 8 Aufmasse, 11 Karten, 30 Karteiblätter (Quaderni della Soprinten denza per i Beni Culturali della Valle d'Aosta, Nuova Serie 3).

Die Verfasserin unterteilt diese von ihr vorgelegte Publikation im wesentlichen in zwei Abschnitte. Von ihnen ist der erstere, kleinere dem Erscheinungsbild der für das Aosta-Tal charakteristischen ländlichen Architektur sowie den für deren Entwicklung entscheidenden Faktoren gewidmet. Als prägend in dieser Hinsicht werden von ihr vor allem die besondere Wirtschafts- und Sozialstruktur dieser alpinen Landschaft genannt, wie sie durch die dortigen klimatisch-geographischen Gegebenheiten, durch die Einflussnahme der früheren feudalen Grundherrschaften sowie durch die durch Kriege, Epidemien, Auswanderung und Neubesiedlung ausgelösten Bevölkerungsbewegungen bestimmt wurde. Auszugehen ist dabei hier von einem Haus mit ursprünglich übereinander angeordneten Raumeinheiten, einem steinernem Unterbau für Keller und Stall, einem darüber in Blockbau errichteten Wohnteil und dem mit Hilfe eines Kniestocks aufgehöhten Dachraum für die Ernte. Soweit möglich direkt an den Hang gestellt, ist das Haus zunächst in jedem seiner Stockwerke unmittelbar vom Berg her zugängig. Innere Treppen sind daher kaum vorhanden. Spätere, auf gewachsenen Ansprüchen begründete Anbauten verunklären häufig die Einfachheit der ursprünglichen Konzeption. Doch stand offensichtlich bei den Untersuchungen nicht so sehr diese Grundform als ein besonderer alpiner Typ im Mittelpunkt des Interesses der Verfasserin als vielmehr die deren Gesicht prägenden Einzelelemente. Das belegen sowohl deren eingehende Beschreibungen als auch ihre Ausführungen zu deren Entwicklungen. Im einzelnen werden von ihr unter diesem Aspekt u.a. behandelt der Aufbau der Wände, die Gestaltung der Gewölbe und Decken, die Eigenart der das schwere, mit Gneis- oder Schieferplatten belegte Pfettendach tragenden Ständer und Säulen sowie die Besonderheiten der verschiedenen Aufschlüsse wie Türen, Fenster und Luftschlitze. In solcher Ausrichtung ihrer Untersuchungen aber entspricht die Verfasserin fraglos jener funktionalistischen Betrachtungsweise, wie sie von dem bekannten Schweizer Ethnographen Richard Weiss in seinem Werk «Häuser und Landschaften der Schweiz» (1959) begründet wurde und die letzten Endes auf die Arbeiten der beiden deutschen Volkskundler Rudolf Meringer (1906) und Bruno Schier (1932) zurückzuführen ist. Ist für diese Betrachtungsweise vor allem die Ablehnung des Typus als einer nicht existenten, wis-

senschaftlichen Abstraktion bezeichnend, so dürfte wohl auch die Aussage der Verfasserin in diesem Sinne verstanden werden, wenn sie während ihrer Arbeiten festgestellt zu haben glaubt: «Après l'examen des facteurs qui ont participé à sa genèse et sa complexité, l'architecture rurale valdôtaine ne se présente pas comme composée de maisons parfaitement adaptées, qui seraient éternellement reproduites, identiques aux précédentes» (S. 55). Wenn trotzdem von ihr wiederholt der Terminus «Typ» verwendet wird, so wird jedoch dieser von ihr nicht – wie heute in der deutschen Hausforschung beim niederdeutschen Hallenhaus, beim mitteldeutschen Ernhaus oder beim oberdeutschen Mittertennhaus – als eine oft über Jahrhunderte das Bauen in einer Landschaft bestimmende «Leitform» gesehen.

Den zweiten umfangreicheren Abschnitt ihrer Publikation widmet die Verfasserin einer eingehenden Darstellung der von ihr bei den Untersuchungen in vier Siedlungen des Aosta-Tales verwendeten Methode, für die sie ihrer Aussage nach gewisse Anregungen aus der Schweizer Veröffentlichung über das Bauernhaus im Kanton Freiburg erhielt und mit der sie bemüht war, sowohl die Vielfalt der von ihr besuchten Bauten als auch deren historische Bedeutung zu erfassen. Neben dem Studium alter Karten und des vorhandenen Archivmaterials stand für sie dabei im Mittelpunkt die minutiöse Beobachtung am Objekt; u.a. nennt sie in diesem Zusammenhang das Feststellen der Abmessungen der Gebäude, des Aufbaues der Wände, der Gestaltung der Innenräume, der Zahl der Stockwerke und deren Funktion oder der Eigenart der Feuerstätten, und dieses alles jeweils unter dem Aspekt erfassbarer Veränderungen. Als Ganzes erscheint daher dieser Abschnitt der Publikation dem Rezensenten als eine wertvolle Handreichung für die Erforschung alpiner Architektur, wie sie in ähnlicher Form zurzeit bereits für eine Reihe weiterer europäischer Landschaften vorliegt, so u.a. für die Schweiz (1948), für die Bundesrepublik Deutschland(1957, 1978) oder für England (1971) und Ungarn (1979).

Hinweise auf Möglichkeiten einer gerafften Aufbereitung des gewonnenen Materials bilden den Abschluss dieses methodisch orientierten Teils der Publikation. Dazu zählt als erstes der Versuch einer kartographischen Darstellung der Entwicklung der von der Verfasserin untersuchten Siedlungen Bionaz, Oyace, Ollomont und Valpelline. Unterschiedlich colorierte Grundflächen der Gebäude dieser weilerartigen Anlagen lassen nicht nur den Kern der einzelnen Bauten sowie deren spätere Veränderungen durch Um- und Anbau, sondern zugleich auch den darauf begründeten Wandel des Ortsbildes in den letzten 200 Jahren erkennen. Weiter ist diesem die von der Verfasserin vorgenommene Erfassung den einzelnen Gebäude auf den von ihr entworfenen Karteiblättern zuzurechnen. In zwei Kolumnen aufgeteilt, enthält jedes dieser Blätter zunächst einfache Grundrisse und Aussenbilddarstellungen, sodann in Kurzform eine grössere Anzahl der gewonnenen Ergebnisse. Fotos, Bauaufmasse und Beschreibungen ergänzen die auf den Karten bzw. den Karteiblättern gegebenen Daten. Auszüge aus verschiedenen Archivalien, ein Glossar der im Aosta-Tal mundartlichen Bezeichnungen für bestimmte Hausteile sowie 30 ausgefertigte Karteiblätter beschliessen diese in ihren Fakten interessante, in ihrer Methodik anregende Publikation.

Karl Baumgarten

HELEN CHRISTEN: Der Gebrauch von Mundart und Hochsprache in der Fernsehwerbung. Freiburg: Universitätsverlag 1985. 140 S. (Germanistica Friburgensia, 8).

Wer wirbt, sucht die Gunst des Käufers, und findet diese, wenn er ihn in seinen Verhaltensweisen und Einstellungen bestätigt – das gilt auch für die sprachliche Seite der Fernsehwerbung in der deutschen Schweiz. Sie zeichnet unsere Sprachgewohnheiten und -moden fast in der Prägnanz einer Karikatur nach.

225 Werbespots hat Helen Christen im Febraur 1981 aufgezeichnet, und gut in der Hälfte der Texte findet sich Mundart, unterschiedlich verteilt je nach Spotelement: Die kleinen *Szenen* (mit Frau Huber und dem Malermeister) sind zu 82% in der Mundart, die direkten *Anreden* an den geneigten Zuschauer zu 65%. In den *Kommentaren* («Aus bestem Fleisch und ausgewählten Gemüsen und mit unserem ganzen Rezept-

wissen»), in den *Slogans* («Flup nimmt den Schmutz und schont den Glanz») und in den *«Liedern»* dagegen herrscht das Hochdeutsche vor. Mundart erscheint auf diese Weise als «emotionale Personalsprache», das Hochdeutsche als «objektive Neutralsprache». Sprecher, die nicht im Bild erscheinen (*Off-Text*), reden häufiger Hochdeutsch als Mundart. Da es meist Männer sind, die dafür eingesetzt werden, führt eine andere Statistik zum Schluss, dass den Frauen signifikant mehr Mundart in den Mund gelegt wird als den Männern. Dieses Beispiel zeigt, wie eng die verschiedenen Faktoren der Sprachgestaltung miteinander verknüpft sind. Helen Christen weiss denn auch, dass die meisten Sprachformenentscheide in den Werbestudios einer *Kombination verschiedener Faktoren* entspringen. Sinnvollerweise begnügt sie sich aber damit, die einzelnen Faktoren je für sich zu diskutieren.

Oft hängt die Wahl der Sprachform vom *Gegenstandsbereich* und vom *Marktbild* der angepriesenen Waren ab. Die Übersicht auf Seite 38 spricht für sich: In den Bereichen «Haushalt» und «Banken»(!) dominiert die Mundart, bei «Körperpflege», «Freizeit», «Getränken» und «Autos» das Hochdeutsche, während die Waschmittelreklame als Experimentierfeld der Sprachformenmischung benützt zu werden scheint.

Aber auch innerhalb der gleichen Sachgruppen sind Unterschiede zu beobachten. Das eine Hundefutter wird mehr auf Rassetiere ausgerichtet (hochdeutscher Text), das andere auf den treuen häuslichen Vierbeiner (Mundart). (Gern hätte ich hier die entsprechenden Zitate eingerückt – leider beschränkt sich die Belegliste auf die Kurztitel der Spots, und die verschiedenen Belegseiten im Anhang geben Presseinserate wieder, die mit der Untersuchung selbst nicht mehr viel zu tun haben.)

Gut sind die Wirkungen *einzelner Dialekte* herausgearbeitet. Bald besteht eine direkte Beziehung zwischen dem Herstellungsort der Matratze und dem Dialekt der Handwerker, bald benützt man einen gerngehörten Dialekt, um die verschiedenen Spots eines Grossverteilers als Serie zu kennzeichnen. In den meisten Fällen wird aber eine Art von Schweizerdeutsch verwendet, das die Autorin als «Zürichdeutsch in seiner temperierten Form als neutrale Umgangssprache» kennzeichnet.

Schade, dass genauere Angaben über die Herkunft und weitere Ausstrahlungsgebiete der Spots fehlen – gelegentlich wird man den Verdacht nicht los, der betreffende Spot sei eben nicht nur für die deutsche Schweiz bestimmt gewesen, sondern gehe auch über andere deutschsprachige Sender. Umgekehrt versteht man von der Produktionsseite her auch besser, weshalb grosse Banken und Warenhäuser auffällig oft in Mundart werben: Ihre Werbung beschränkt sich zum vornherein auf das Gebiet der deutschen Schweiz. Nicht alle Tage erscheinen Lizentiatsarbeiten im Druck. Die vorliegende Arbeit hat die Publikation verdient. Sie mag zwar statistisch wenig repräsentativ und in manchem Ansatz noch sehr vorläufig sein, aber sie zeugt von einer spontanen Beobachtungs- und Erklärungsfreude, die sich mit einem gezielten und gut begründeten Vorgehen verbindet – wer sie liest, findet vieles bestätigt, was er bisher nur vermuten konnte, und wird auch methodisch und darstellungstechnisch wertvolle Anregungen finden.

Rudolf Schwarzenbach

WALTER SCHERF: Die Herausforderung des Dämons. Form und Funktion grausiger Kindermärchen. Eine volkskundliche und tiefenpsychologische Darstellung der Struktur, Motivik und Rezeption von 27 untereinander verwandten Erzähltypen. München: Saur 1987. 394 S., 33 Abb.

An dem zu Ehren Hans Trümpys veranstalteten Kolloquium im Mai 1987 wurde u.a. die Frage laut, warum wohl die psychologische Märchendeutung so wenig von der volkskundlichen Erzählforschung Kenntnis nimmt und diese daher kaum zu ihren Zwecken nutzbar macht. In der Tat ist man täglich Zeuge einer Deutungsinflation, wobei meistens Grimmsche Märchen aus einer zum Kanon gewordenen Auswahl als überkulturelle Modelle für diagnostische und therapeutische Zwecke dargeboten werden. Es ist freilich kein Zufall, dass immer wieder auf die gleichen Märchen zurückgegriffen wird, bedient sich ja vornehmlich die populärpsychologische Märchenrezeption oft der volkstümlichsten Bühnen-, Buch- und Massenmedienmärchen, in denen sie uralte Volksweisheit entdecken will.

Dass aber unter Kindern auf gar keinen Fall nur Rotkäppchen und Rumpelstilzchen beliebt sind, zeigt das vorliegende Buch Walter Scherfs, das mit volkskundlich-monographischen Methoden nach dem psychologischen und erzieherischen Wert und Nutzen der sogenannten grausigen Kindermärchen fragt.

Diese von Scherf als die eigentlichen Kindermärchen betrachteten einteiligen Erzählungen schildern die Auseinandersetzung mit einem Abhol- oder Fressdämon, mit einem mörderischen Unhold. Sie enden tragisch (*Der absonderliche Haushalt der Hexe*), oder sie gipfeln in der Überwindung des Feindes, keineswegs jedoch in der Hochzeit der Heldin/des Helden. Diesen grausigen Märchen attestiert Scherf die Eigenschaft einer «Verarbeitungsdramaturgie»: Das Kind (und das Kind in uns) kleide seine Trennungs- und Schuldängste in Fantasmen und leite mit der angebotenen Märchendramaturgie entwicklungspsychologisch wichtige Verwandlungsprozesse ein. Damit nimmt Scherf in zwei funktionalen Fragen Stellung: Erstens plädiert er in der Grausamkeits-Diskussion für diese hin und wieder in der Tat fast unerträglichen Märchen, indem er – als in der Jugendarbeit erfahrener Bibliothekar und Erzählforscher – gleichsam «von unten» zeigt, dass Kinder solche Märchen lieben, dass Grauen, Gelächter und Lust bei ihnen sehr nahe beieinander liegen. Er zeigt ferner, dass Kinder in Dämonenspielen sich ebenfalls lustvoll mit Fressungeheuern und Abholwesen auseinandersetzen. Und so möchte Scherf zweitens auch auf die gängigen Termini Schreck- und Warnmärchen für die hier analysierten Märchen verzichten, denn sie entsprächen der von ihm angenommenen Funktion dieser Erzählungen nicht.

Vor Jahren hat schon Alan Dundes gezeigt, dass in dem methodisch nicht fehlerfreien Typenverzeichnis von A. Aarne und St. Thompson Erzählungen mit ähnlichen Strukturen und ähnlichen psychologischen und geschichtlichen Funktionen weit auseinandergerissen wurden. So führt auch Scherf mit seinem Funktionsverständnis auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Märchen unter dem Aspekt eines strukturverwandten Dramaturgiemodells zusammen. Nach ihm sind etwa *Frau Trude* und *Das Märchen vom dicken, fetten Pfannkuchen* die tragische bzw. die komische Seite eines entwicklungspsychologischen Grunderlebnisses, das im erzählerischen Kommunikationsprozess reaktualisiert wird.

Für die volkskundliche Erzählforschung ist von eminenter Wichtigkeit, dass Scherf die psychologischen und pädagogischen Thesen mit volkskundlichen Forschungen untermauert. Er zeigt, dass etliche Märchen, die in den weitgehend vermarkteten Buchausgaben (nicht selten gerade wegen ihrer Absonderlichkeit) fehlen, in der mündlichen Überlieferung ihren Platz wohl behauptet haben. So hält man eine solide Monographie über die eingliedrigen Kindermärchen in der Hand, über neue Erzählgemeinschaften, die Scherf gegenüber den oft romantisch verklärten dörflichen Gemeinschaften verteidigt. Er untersucht die deutschsprachige mündliche und schriftliche Wirkungsgeschichte der einzelnen «Leitfassungen», bietet u.a. illustrationsgeschichtliche Exkurse sowie reiche Literatur zu jedem Märchentyp, zu vielen Themen und Motiven an. Mehrere Register und schöne Illustrationen nebst biographischen Skizzen der Künstler (von Elisabeth Scherf) bereichern den Band.

Der methodischen Vielfalt entsprechend dürfte die Arbeit für Erzieher in Familie und Schule, für Psychologen, für Erzähl- und Kindheitsforscher ein wichtiges Handbuch werden.

Katalin Horn

PETRA FARWICK: Deutsche Volksliedlandschaften. Landschaftliches Register der Aufzeichnungen im Deutschen Volksliedarchiv, Teil III. Bern: Lang 1986. 149 S. (Studien zur Volksliedforschung, 1).

Mit der Erstellung eines landschaftlichen Registers wurde eine Normierung der Gebietsaufzeichnungen für die Überlieferungsliste der «Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien» (hg. vom Deutschen Volksliedarchiv 1935f.) beabsichtigt. Eine solche Normierung erschien aufgrund der wechselnden politischen Gegebenheiten im Laufe von rund fünfzig Jahren erforderlich. Gleichzeitig sollte der Überblick durch

eine graphische Darstellung ergänzt werden. Während Teil I (mit einem Vorwort über «Volksliedlandschaften» von *Otto Holzapfel*), der die Landschaften Norddeutschlands, und Teil II, der die Landschaften Mittel- und Süddeutschlands beinhaltet, im Deutschen Volksliedarchiv 1983 und 1984 erschienen, wurde der vorliegende dritte und letzte Teil als Verlagspublikation, und zwar als erster Band der Studien zur Volksliedforschung, herausgegeben von Otto Holzapfel, veröffentlicht. Teil III enthält die ausserdeutschen Landschaften, angefangen von Luxemburg über Lothringen, Schweiz, Österreich, die slawischen Länder bis zum Baltikum. Die Auflistung erfolgt jeweils in dreifacher Weise: Zuerst wird die Liedliteratur angeführt, dann folgen die Aufzeichnungen des DVA und schliesslich nach einer Kartenskizze ergänzende Titel zur Charakteristik der jeweiligen Liedlandschaft. Hartmut Braun

PAR-DESSUS LES FRONTIÈRES LINGUISTIQUES. Actes de la réunion de Waldegg (Soleure), das 28 et 29 octobre 1982. Bâle: Société Suisse des traditions populaires 1984. 96 p., 6 ill., 5 cartes (Contributions à l'ethnologie de la Suisse et de l'Europe, 8).

Seit 1975 lädt die Solothurner Kantonsregierung regelmässig Menschen gleichen Berufes, der gleichen Altersstufe oder mit gleichen Interessen, aber aus den verschiedenen Sprachregionen der Schweiz als Gäste in kleinen Gruppen nach Solothurn und auf Schloss Waldegg ein. Dort erörtern sie gemeinsame Probleme, lernen sich während den zwei bis drei Tagen kennen und kommen sich auch menschlich näher. In diesem Sinne trafen sich im Herbst 1982 rund fünfzig Volkskundler und dieser Fachdisziplin nahestehende Personen zu einer zweitägigen Konferenz, die unter dem Titel «Volkskunde und Sprachgrenzen – Traditions populaires et frontières linguistiques» stand. Über die von der SGV und hier ganz besonders von der Arbeitsgruppe «Suisse romande» sorgfältig vorbereitete Begegnung liegt ein Tagungsband vor, der Beachtung verdient. Die wiedergegebenen Referate, die aus Rücksicht auf die Sprachminderheit grösstenteils in französisch resp. in italienisch gehalten wurden, bieten einen hervorragenden Einblick in die Tätigkeit der national, also über die Sprachgrenzen hinweg wirkenden Gesellschaft für Volkskunde.

Einleitend stellt *Jacques Tagini* Geschichte, Aufbau und Tätigkeit dieser Vereinigung vor. *Arnold Niederer*, der vormalige Ordinarius für Volkskunde in Zürich, berichtet über die volkskundliche Arbeit, wie sie vorab in Zürich geleistet wird; im Zentrum seiner Ausführungen steht die Persönlichkeit von Richard Weiss, der sich schon vor Jahrzehnten mit Gegenwartsvolkskunde befasst hat. Mit einigen praktischen Beispielen aus der Forschungstätigkeit des «Institut d'ethnologie» der Universität Neuchâtel wartet *Pierre Centlivres*, Vorsteher dieses Instituts, auf. Die Tessiner Linguistin *Rosanna Zeli* informiert facettenreich über den Wandel von Sitte und Brauch in der Südschweiz. In vier weiteren Beiträgen werden schliesslich wichtige, ja prestigegeladene Unternehmungen und Projekte der SGV vorgestellt: *Walter Escher* berichtet über den Atlas der Schweizer Volkskunde, *Rose-Claire Schüle* stellt die Bauernhausforschung vor, *Hans-Ulrich Schlumpf* erläutert die Bedeutung des volkskundlichen Dokumentarfilmes (beigefügt ist ein Verzeichnis aller Filme und der entsprechenden Begleithefte), und *Eduard Strübin* orientiert über das erst Ende der 1970er Jahre gestartete volkskundliche Informantennetz, mit dessen Hilfe gegenwartsvolkskundliche Aspekte erhoben werden (sollen); aus den ersten drei Umfragen (Gruss auf der Strasse / Leichenzüge / Lichterumzüge von Kindern im Spätherbst) werden in gebotener Kürze erste Ergebnisse vorgestellt. Zum Abschluss macht sich *Ernest Schüle* Gedanken über die Volkskunde in unserem Lande und über ihre Bedeutung in den verschiedenen Sprachregionen. Über die Sprach- und Kulturgrenzen äussern sich selbstverständlich auch die meisten der vorgenannten Autoren, wobei hier wiederholt klar wird, dass die beiden Grenzen nicht deckungsgleich verlaufen.

Der Tagungsband «Par-dessus les frontières linguistiques», der leider ohne die seinerzeit in Solothurn abgegebenen Diskussionsvoten vorliegt, ist eine wertvolle Darstellung der institutionalisierten Volkskundeforschung in der viersprachigen Schweiz und gleichzeitig eine gute, eindrückliche Momentaufnahme der hier tätigen volkskundlichen Gesellschaft. Dominik Wunderlin

ANNETTE FLURI: Maroquinerie Kaufmann zu Basel. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Vokskunde 1985. 27 S., 35 Abb. (Altes Handwerk, 54).

Gleich zu Beginn eine Worterklärung: Maroquin ist der französische Ausdruck für Marokkoleder, das bei uns eher als Saffianleder bekannt ist. Saffian ist ein leichtes, besonderes Ziegenleder mit körniger Narbe, das auf der Narbenseite eingefärbt ist und für feine Artikel (Behälter und Etuis, Mappen und Schreibtischgarnituren) verwendet wird; zumeist werden sie mit handvergoldeten Ornamenten geschmückt. Maroquinerie ist die Sammelbezeichnung für Gerberei, Zurichtung und Handel dieses Leders, heute indes eher für den Lederwarenhändler, besonders jenen mit einem eigenen Atelier.

Im Jahre 1983 hat das letzte Maroquinerie-Atelier der Schweiz, die «Maroquinerie Rudolf Kaufmann», seinen Betrieb eingestellt. Dank der Spende einer Bank konnte das gesamte Inventar dieser Werkstatt vom Gewerbemuseum/Museum für Gestaltung Basel erworben werden. Vor der Räumung war es zudem möglich, die Arbeit des Maroquiniers in einem Dokumentarfilm von 20 Minuten Länge festzuhalten. Zum Film, den die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde im Sommer 1984 verwirklichte, ist auch ein Textheft in der gewohnten Aufmachung erschienen. Die Autorin Annette Fluri beschreibt zunächst kurz die Geschichte der Firma, welche 1895 gegründet wurde und bis zu ihrer Schliessung stets die einzige ihrer Art auf dem Platz Basel war. Ein weiterer, einleitender Abschnitt ist den Inhabern gewidmet: Rudolf Kaufmann (1869–1945) und Tochter Marguerite (1898–1982). Bei ersterem hatte Ruedi Baumann (geb. 1909) die Lehre als Vergolder gemacht und nachher (abgesehen von einem kleinen Unterbruch) bei ihm und seiner Tochter gearbeitet. Obwohl er das Handwerk des Maroquiniers nie erlernt hatte, übernahm er nach dem Tode seines Meisters die gesamte Ateliersarbeit. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten erwarb er sich sein eigenes handwerkliches Können, das nun – wie im Film – auch in der vorliegenden Schrift dokumentiert ist. Schritt für Schritt gezeigt (in 28 Photos) und exakt beschrieben wird die Herstellung einer komplizierten, achteckigen Schmuckschatulle mit Goldprägung. Das Endprodukt hätte gewiss auch dem Meister gefallen, der stolz auf seinen «Studenten» war und der gerne auf die Pakete, die geliefert werden mussten, in grossen Lettern geschrieben haben soll: «Dem Überbringer ein saftiges Trinkgeld». Solche Hinweise auf den Alltag in der Maroquinerie Kaufmann und auf die menschlichen Aspekte geben der Schrift ihren besonderen Wert, zumal der Film ohne Ton gedreht werden musste. Dominik Wunderlin

MARION GROB: Das Kleidungsverhalten jugendlicher Protestgruppen in Deutschland im 20. Jahrhundert am Beispiel des Wandervogels und der Studentenbewegung. Münster: Coppenrath 1985. 358 S., 53 Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 47).

In dieser Münsteraner Dissertation werden gleichgewichtig die Kleidungsformen des Wandervogels und der Studentenbewegung abgehandelt. Die Art des dazu erhobenen Materials ist qualitativ ähnlich, wenngleich die Schwerpunkte unterschiedlich gesetzt werden. Fotos, Interviews und schriftliche Quellen werden herangezogen; bei der Interpretation der Wandervogelkleidung kommt Fotos ein grösserer Stellenwert zu, für die Untersuchung der «Protestkleidung» der 60er Jahre werden mehr Daten aus Interviews verwertet. Beide Kleidungsstile stellt die Autorin vor dem Hintergrund der jeweiligen Zeitmode vor, konfrontiert also «Mode» mit «Antimode».

Einem einleitenden Kapitel zu theoretischen Ansätzen bei der Erforschung des Verhältnisses von Kleidung und Gesellschaft, in dem die Autorin ihre Kritikfähigkeit deutlich unter Beweis stellt, folgt eines, das sich der zentralen Relation dieser Arbeit, nämlich der von Jugend und Gesellschaft, widmet. Zu rasch erklärt sie hier ihre Protestgruppen zu «Subkulturen» und subsummiert sie dann unter die Kriterien für «Jugendstile», etwas voluntaristisch, wie mir scheint.

Ein recht ausführlicher Überblick über die Geschichte des Wandervogels leitet dann die Darstellung des Kleidungsstils ein. Wer sich anhand von Originalfotos und

ausführlichen Quellenzitaten ein Bild der real getragenen Kleidung machen will, kommt hier auf seine Kosten. Da die Autorin vorwiegend die Quellen selbst sprechen lässt, muss sich der Leser mit einer unscharfen Terminologie plagen: Kleidung, Tracht, Kluft, Uniform – für jeden Terminus geben die Quellen einen Inhalt her; als Resultat ergibt sich daraus immerhin, dass der Wandervogel in vielem einem Verein nicht unähnlich war (mit «Kleidungsausschuss», «Kleidungsvorschriften» u.ä.). Auf jeden Fall ist es problematisch, von «dem Wandervogel» und seiner «Protestkleidung» zu sprechen, wenn die Darstellung deutlich macht, dass es sich nicht um eine homogene Bewegung gehandelt hat und die Autorin Kriterien für «Protestkleidung» auch nicht angibt.

Das gilt genauso für den zweiten Teil der Arbeit, den ein umfangreiches Kapitel über die Situation in der BRD vor der Studentenbewegung und die politisch-ideologischen Standpunkte der Bewegung selbst einleitet.

Anhand von Interviews mit Protagonisten der Studentenbewegung erarbeitet die Verfasserin dann in einer sehr detailreichen Übersicht zahlreiche Facetten des studentischen Kleidungsgebrauchs in den 60er Jahren, alles in allem ein sehr informatives Kapitel; Fakten und Einstellungen werden recht deutlich. Deutlich zeichnet sich aber auch die Schwierigkeit ab, einen ziemlich inhomogenen, nicht zu begrenzenden Personenkreis als «Gruppe» zu behandeln und seine Kleidung, die zudem von der anderer offensichtlich nicht Zugehöriger kaum zu unterscheiden ist, als Spezifikum, nämlich «Protestkleidung», anzusprechen. Auch hier verweigert uns die Autorin einen Kriterienkatalog, sicher nicht aus bösem Willen, sondern weil er für diesen Gegenstand wohl nicht zu erstellen ist. Daran scheitert auch der abschliessende Vergleich der beiden Bewegungen; viel mehr als ein umfängliches «Einerseits schon – Anderseits auch wieder nicht» kommt dabei nicht heraus.

Die Arbeit gibt leider genug Anlass zu negativer Kritik: Etwa ein gutes halbes Hundert grober Grammatik-, Tipp- und anderer Fehler sind ärgerlich; SDS hiess immer noch 'Sozialistischer Deutscher Studentenbund', Rousseaus Lehren waren um 1900 nicht mehr «neu». G. Simmel hat 1956 keine Aufsätze mehr geschrieben, Daguerreotypien waren ca. 1900 schon ausser Mode, und der Zusammenhang zwischen Langhaar und -bart und der Erschiessung von B. Ohnesorg 1967 ist einfach – haarsträubend.

Die Autorin hat bei «Protestkleidung der Studenten» einseitig nur die möglichen politischen Motive herangezogen. Fast völlig vernachlässigt sie, dass diese Bewegung zwar politische Ziele besass, aber kulturelle Konsequenzen. Sie versucht, den Kleidungsstil aus dem Politprotest zu erklären, die Kultur der Zeit kommt zu kurz: die schon vorhandenen jugendkulturellen Ansätze, die Gammler, kontinuierliche amerikanische Einflüsse wie Hippies, Popmusik, «Woodstock» usf. Zwangsläufig kümmert sie sich auch nicht um die Vermittlungsebenen, die Musikkultur, die Printmedien.

Zum methodischen Vorgehen muss man gleichfalls Anmerkungen machen. Was die biographischen Interviews erfordern, nämlich Kontrolle durch unabhängige Quellen, leistet die Verfasserin nicht. Besonders der Altkommunarde Kunzelmann scheint ihr allerlei nostalgische Bärchen aufgebunden zu haben, eine quellenkritische Reflexion wird man jedoch vergebens suchen. Für den Leser ist es übrigens eine Zumutung, über -zig Seiten Interviewzitate lesen zu müssen. Wenn diese Methode wissenschaftlichen Ansprüchen genügen will, darf man sich nicht auf Transskription beschränken, auch die Interpretation ist Sache der Autorin.

Bei der Lektüre des zweiten Teils ist ein auffallendes Behagen der Verfasserin gerade an den stärksten Kraftsprüchen des Studentenprotests festzustellen. Ist das ein Indiz für die magische Qualität dieser Bewegung für jemanden, der aus biologischen Gründen nicht «dabei» sein konnte – oder zeichnet sich hier ein «Studi-Folklorismus» ab? Zum Schluss noch das schwierigste der in dem Buch enthaltenen Rätsel: Was war «Stube 1967–1969»? (Studentenbewegung).

Wolf D. Könenkamp

HANS RUEDI WEBER: Die Umsetzung der Himmelfahrt Christi in die zeichenhafte Liturgie. Bern / Frankfurt a. M.: Lang 1987. 429 S., 22 Abb. (Europäische Hochschulschriften, XXVIII; Kunstgeschichte, 76).

Das Buch will zeigen, wie sich die Himmelfahrt Christi im christlichen Ritus akustisch und visuell äussert. Tod und Auferstehung Christi sind mit der Auffahrt eng verbunden, weshalb auch Karfreitags- und Osterriten mit berücksichtigt werden. Die Untersuchung begegnet von den Quellen her besonderen Schwierigkeiten, weil diese zeitlich, herkunftsmässig und qualitativ stark verschieden sind. Das bestimmte auch die Konzeption des Buches, das in drei Teile zerfällt.

Der erste mehr theoretische Teil bringt die Überlieferung der Offenbarung zur Himmelfahrt Christi, zeigt, wie sie vom Ostergeschehen abhängt und was die Exegese dazu sagt. Daraus ergeben sich mögliche Formen und Ziele, wie die Auffahrt zeichenhaft umgesetzt werden kann. Der Verfasser stellt auch Überlegungen an zu den übergeordneten Aussagen und Gestaltungsmitteln der Darstellung der Auffahrt.

Für die Volkskunde von besonderem Interesse ist der zweite Teil, der einen Katalog der verschiedenen Repräsentationen der Auffahrt Christi bringt. Es werden eine ganze Reihe von Belegen gegeben, die zeigen, wie im Brauchtum die Auffahrt dargestellt wurde. Die Darstellung ist besonders aufschlussreich, weil sie auch verschiedene Auseinandersetzungen um das Brauchtum bringt: wertende Beschreibungen von Gegnern und Kritikern, schwankartige Verbreitungen des Himmelfahrtsbrauchtums, Verbote, Verteidigung, schliesslich die verschiedenen Formen der Darstellung, und zwar mit einem Material, das sich vor allem auf Deutschland, Italien, Österreich und die Schweiz bezieht, das wohl manchmal zufällig ist, aber doch eine gewisse repräsentative Auswahl gibt. Dazu kommt ein Katalog von Bildern der Himmelfahrtsfeier, vor allem mit dem Christusbild, Bildern der Engel, wobei verschiedene Typen herausgearbeitet werden und auch eine Aufgliederung auf der ikonographischen und der funktionellen Ebene versucht wird. 22 Abbildungen ergänzen den Text. Der Verfasser weist auf die Erschwernisse hin, die er bei der Bearbeitung dieses Teiles hatte: Unverständnis von kirchlichen Stellen und Museen, manchmal durch Kunstdiebstähle bewirkt. Damit gibt er aber auch einen Hinweis auf die heutige Bewertung des Himmelfahrts-Brauchtums.

Im dritten Teil wird praktisch das Ergebnis aus dem gesamten Material geboten. Dabei gliedert der Verfasser in drei Abschnitte: Unter dem Titel «Die bezeugende und verkündende Kirche» bespricht er die Prozessionen, Wort und Gesang, «das handelnde Bild». Von besonderem volkskundlichem Interesse sind die inhaltlichen und gestalterischen Bereiche der Himmelfahrtsfeier, etwa mit dem Einsatz handelnder Bilder, die Engelsbilder und Teufelsbilder und die gemeinschaftlichen und devotionalen Elemente. Ein zweiter Abschnitt, den der Autor mit «Die Kirche als Mittlerin» überschreibt, behandelt «die Offenbarungsgesänge der Anwesenheit, Geistsendung und Wiederkehr», bringt auch sprachliche Belege zur Verkündung, Wiederkehr Christi bei der Hochamtsprozession, die Inhalte der Bitte und der Zusicherung in der Feier. Ein dritter Abschnitt sodann, «Die stellvertretende Kirche als Bezeugerin und Trägerin der Sendung», zeigt nochmals das Offenbarungsgeschehen der Himmelfahrt Christi, den zeitlichen Markierungspunkt der Himmelfahrt und dann das geistliche Spiel und die offizielle Liturgie in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Abgrenzung.

Das Buch verbindet verschiedene Disziplinen wie Liturgie-, Kunst- und Literaturgeschichte und Volkskunde. Das erschwert einerseits die Aufgabe; das Volkskundliche muss verschiedentlich aus dem übrigen herausgeschält werden. Andererseits besteht die Chance einer ganzheitlichen Betrachtung. Für die Volkskunde zeigt sich einmal mehr, dass sie nicht isoliert betrachtet werden darf, sondern im Gesamtzusammenhang mit den anderen Disziplinen. Diese Aufgabe gelöst zu haben, scheint mir ein besonderer Wert des Buches zu sein. Louis Carlen

GERMAN VOLKSKUNDE. A decade of theoretical confrontation, debate, and reorientation (1967–1977). Ed. and transl. by James R. Dow and Hannjost Lixfeld. Bloomington: Indiana University Press 1986. 343 S. (mit ausführlicher Bibliographie).

Der von James Dow und Hannjost Lixfeld herausgegebene Band ist für einen weiten Leserkreis angelegt: für amerikanische Folkloristen und deren Nachkommenschaft, für (angehende) empirische, aber auch theoretische deutschsprachige Kulturwissenschaftler aller Prägung und für Jean und Gisela.

Das Grundanliegen der Edition aus 19 Beiträgen und einem Vorwort ist die Übersetzung und Bündelung der wohl bislang bedeutendsten Nachkriegsdebatte um das inhaltliche Zentrum der Kristallkugel mit dem etwas verwirrenden Namen der «Deutschen Volkskunde», englisch schlicht «German» Volkskunde genannt. Dass der Titel allein alle sprachlichen und konzeptuellen Windungen enthält, über deren Bestimmung die Beiträge im Band erst ringen, soll hier bloss angemerkt sein.

Ein solches Unternehmen verdient zunächst einmal per se höchste Achtung. Messen lassen muss sich der Reader dennoch an folgenden Kriterien:

1. Gibt er Sinn und Klang der anvisierten Debatte wieder?
2. Ist die Auswahl der Beiträge klug gewählt?
3. Ist die Übertragung der Begrifflichkeit gut gelungen?
4. Ist die theoretische Einbettung durch die Herausgeber zutreffend?

Es war einmal ein suspicious little town namend Falkenstein, nestled in the Taunus Mountains. Der bis zum September 1970 weitgehend unberührte Flecken im Hessischen ist seit jenem Datum fast traumatisch tief in das kollektive Gedächtnis hiesiger Kulturwissenschaftler eingesunken. Diesen Umstand gibt die Dow/Lixfeldsche Edition nicht genügend wieder, zwar weist das Vorwort auf die entscheidenden Stationen hin, trotzdem fehlt ein Text, wie beispielsweise der von Gerndt in der ZfV 1972, der chronikhaft die Ereignisse jener Jahre in der zeitspezifischen Lesart behandelt. Damit wäre der Vorgang als Ganzes besser zu verstehen.

Was die Auswahl der Beiträge anbelangt, so verlebendigt ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zwei Blöcke von Akteuren: die bad boys der Deutschen Volkskunde am Tellerrand der sechziger Jahre und die Erzählforscher. Manche sind beides. Der ersten Gruppe mangelt es an einem Beitrag Wolfgang Brückners, der zweiten Gruppe hängt an, dass sie überrepräsentiert ist. Wenn ich die Nachwehen des Falkenstein Formulars richtig verstanden habe, ging es dort nicht hauptsächlich um Orales, sondern um Soziales. Im Sinne einer Akzentverschiebung tausche man daher in Gedanken einen von zwei Schendas gegen einen Gerndt und ein weiteres Duplikat gegen eine eher konservative Position. Bedeutsam ist die Reorientierung ja gerade erst dort, wo sich Neues durchsetzen konnte gegen überkommene Haltungen. Ich kann mir vorstellen, dass es nicht leicht ist, die richtige Mischung zusammenzustellen, aber das Spektrum der am Leben gebliebenen und damit wichtigen Forschungsrichtungen hätte z. B. mit einem Beitrag Ina-Maria Greverus angezeigt werden können.

Dass es einfacher ist, «Volkskunde» zu sagen statt German Folklore is not, what you mean it in America... ist klar und eine gute, hantierbare Lösung. Warum sollte man auch in sprachlichen Schnörkeln überdecken, dass die systematische Klärung des Kulturbegriffs jedenfalls kein Ertrag der Reorientierung gewesen ist, da müsste man ohnehin nochmal zulangen. Der Band ist auch für hiesige Kulturwissenschaftler bedeutungsvoller, als es zunächst scheinen mag, nicht bloss wegen der Freihausübersetzungen, die vor allem von denen genutzt werden können, die hin und wieder selbst englische Beiträge verfassen. Er ist es mehr in seinem einleitenden Teil, den man als Einführung in die Fachgeschichte der vergangenen zwanzig Jahre anführen kann. Ich will damit nicht behaupten, dass dieses schon längst einmal fällig war, denn es kann ja nicht Aufgabe einer Wissenschaft sein, sich ständig narzisshaft in ihren Äusserungen zu bespiegeln, wichtiger finde ich den Band als Ausdruck eines emanzipatorischen Aktes, als Ansporn für gegenwärtiges und zukünftiges Bauen an Theorien.

James Dow und Hannjost Lixfeld haben etwas sehr Rühmliches und Brauchbares in Gang gesetzt, nicht nur für die amerikanischen Kollegen. Was mir fehlt, ist, einfach

gesagt, der eigene theoretische Zunder, der über das episodale an der neuerlichen Fachentwicklung hinausreicht: Vornehm, brav und schematisch geht es zu häufig um eine blosse Translation der zusammengesetzten Wörter mit «Volk» im Stamm.

Die Edition ist ein Angebot zum Nachdenken und eine Brücke für den Kontakt mit der englischsprachigen Fachwelt. Sabine Künsting

DIRK KÄSLER: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1984. 678 S. (Studien zur Sozialwissenschaft, 58).

Arbeiten zur Geschichte der deutschen Soziologie mehren sich erfreulicherweise, und je differenzierter die Studien angelegt werden, desto stärker nimmt das Interesse der Nachbardisziplinen zu, kommen doch auch diese mit ihren Beziehungen zur jeweiligen Soziologie ins Blickfeld.

Die Zugangswege und disziplin-historischen Methoden unterscheiden sich inzwischen aber auch sehr deutlich: von der reinen Chronologie der herrschenden Lehre (als Idealtypus) bis zur kontextbezogenen «geistes-kultur- und zeitgeschichtlichen Perspektive» (wie im vorliegenden Fall). Der Autor, Professor für Allgemeine Soziologie in Hamburg, stellt die milieubedingten Entstehungszüge der deutschen Soziologie in das Zentrum seiner Bemühungen.

In der Einleitung reflektiert er den Stellenwert von Wissenschaftsgeschichte, stellt fest, dass das Selbstverständnis einer Wissenschaft bereits gebrochen sei, wenn sie sich auf ihre Historie besinne (S. 3), sieht den Sinn aber dennoch in einem Bilanzieren des Bisherigen, besonders der Axiome, Prämissen, um aus vorhergehenden «grundsätzlichen Konstruktionsfehlern» zu lernen, das öffne für ihn den Blick nach vorn.

Der von Käsler gewählte Zeitraum bis 1934 umfasst die auch für die Volkskunde so wichtige «theoriefreudige» Weimarer Zeit und endet mit der Etablierung der Herrschaft der Nationalsozialisten, die für die institutionalisierte Soziologie in Deutschland einen vorläufigen Endpunkt bedeutete.

Die zentrale Fragestellung des Autors ist: Welche persönlichen, herkunftsmässigen, studien- und interessensbedingten Voraussetzungen haben die Hauptvertreter der Soziologie in der Phase der disziplinären Verfestigung eingebracht?

«Entstehungsmilieu» im umfassenden Sinn ist sein Schlüsselbegriff. Mit diesem schwierigen Unterfangen verzichtet er bewusst auf eine werkimmanente Interpretation der einzelnen Soziologen wie auf eine dominante Anekdoterei – ohne allerdings autobiographische und andere biographische Zeugnisse ausser acht zu lassen.

Die sehr umfangreiche Untersuchung gliedert sich in fünf aufeinander bezogene Kapitel: Im ersten Abschnitt erläutert Käsler sein Vorhaben, grenzt es ein und stellt Hypothesen auf.

Im folgenden entwickelt er die verschiedenen Ansätze, «Geschichte der Soziologie» zu betrachten: als «Klassikergeschichte», als «Schulengeschichte», als «Ideengeschichte», als «Wissenschaftsgeschichte», als «Geschichte mit Pointe» und schliesslich als «Milieugeschichte». Er demonstriert die jeweiligen aspekthistorischen Zugänge mit Beispielen aus den hierzu einschlägigen soziologischen Arbeiten, anhand von typischen Fachvertretern.

In den beiden folgenden Kapiteln setzt sich Dirk Käsler mit den *externen* Bedingungen und den *internen* Prozessen der Entwicklung der Entstehung der frühen deutschen Soziologie (1909–1934) auseinander.

Zu den «wissenschaftsexternen» Voraussetzungen zählt er die «Modernisierung als allgemeinen historischen Kontext», die Bedeutung des Verhältnisses von Besitz- und Bildungsbürgertum, die Rolle der Intelligenz in den jeweiligen Gesellschaftsepochen und die Sozialstruktur der deutschen Gelehrten. Im wesentlichen handelt er hier die für die Entwicklung einer Wissenschaft relevanten Kontextbedingungen ab, eruiert also Teile von «Milieu», eher allgemein als (Soziologie-) disziplinspezifisch.

Zu den «wissenschaftsinternen» Prozessen zählt er den der wissenschaftlichen Institutionalisierung der frühen deutschen Soziologie, die Entwicklungen von Sozial-

gestalt und Ideengestalt. Das Kapitel «Die Entstehungsmilieus der frühen deutschen Soziologie ...» schliesslich stellt den Kern der Untersuchungen dar, liegt doch in den «Milieus» Käslers eigentlicher Zugang zur Wissenschaftsgeschichte.

Er definiert Milieu «als erlebte und wirksame (sub)kulturelle Umwelt, mit der Tendenz zur Ausbildung eines 'Stiles'» (S. 315) und sieht gleichzeitig wirksame Zusammenhänge zwischen Milieu und Denkstilen, Problemen, Themen, Metaphern usw. Das daraus resultierende (soziologische) Denken ist nicht als eine isolierte individuelle Tätigkeit, «sondern als eine Teilnahme an – wissenschaftlichen wie ausserwissenschaftlichen – Diskursgemeinschaften» (S. 315) zu verstehen.

Im folgenden konzentriert sich Käsler dann auf die Operationalisierung der Entstehungsmilieus der frühen Soziologen: Hier sieht er als die Konstitutiva, die Sozialgestalt wie Ideengestalt nachhaltig prägten, das Sozialmilieu (hier: die deutschen Besitzbürger, die Juden und die Sozialisten), die Generationenfolge in der (personellen) frühen deutschen Soziologie und vier ausgewählte «kollektive Erfahrungen» (die des Ersten Weltkrieges, der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und der Emigration).

Im Schlusskapitel «Die frühe deutsche Soziologie als Indikator für die politische Kultur Deutschlands: Ergebnisse und Ausblick» kommt Käsler zu seinem Fazit. Hierbei wendet er sich entschieden gegen übliche Einbindungen in «Zeitgeist» oder «Nationalkultur», Begriffe, die seiner Ansicht nach dringend einer wissenschaftssoziologischen Präzisierung bedürften, und lehnt sich stattdessen an Sontheimers Modell der «Tradition politischer Kultur» an und findet hier für die frühe deutsche Soziologie «die unpolitische Tradition», die Tradition des «deutschen Idealismus» und die «Tradition der Konfliktscheu» als erklärungsrelevant. Hieraus meint er, das Spannungsfeld von «Versagen» und «Gelingen» der frühen deutschen Soziologie erkennen zu können: den ungelösten Theorie-Praxis-Zusammenhang, «die Vorteile und die Gefahren einer praxisfernen Distanz und einer distanzlosen Praxis» (S. 549), verstärkt durch die Vernachlässigung der Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz soziologischer Produktion und einem Zurückdrängen empirischer Sozialforschung. Als «Lehre» aus der Wissenschaftsgeschichte schlägt der Autor ein Balance-Modell von Distanz und Praxis vor.

Man muss sich als volkskundlicher Leser immer wieder vor Augen halten, dass Käsler für den Zeitraum 1909 bis 1934 räsoniert! – Es folgt ein gut 130 Seiten umfassender Anhang mit Literaturliste, Namens- und Sachregister und vor allem zahlreichen Auflistungen der frühen deutschen Soziologen und ihrer Teilnahme an Kongressen, ihrer Mitwirkung an Handbüchern, Zeitschriften, Instituten, Lehrstühlen usw.

Dirk Käslers Untersuchung ist seine Habilitationsschrift und von daher sehr umfänglich, systematisch und ausführlich angelegt. Der wissenschaftsgeschichtliche Ansatz «weg von einer Vereins- und Lehrstuhlgeschichte des 'Faches Soziologie' und hin zur Frage nach den milieubedingten Diskursgemeinschaften der frühen deutschen Soziologen» (S. 325) erscheint mir sehr weiterführend und auch auf die Entstehungsgeschichte der Volkskunde anwendbar – zum Beispiel und nicht zuletzt auf die deutschsprachige, nationalsozialistisch geprägte Phase unserer Disziplin.

Andreas C. Bimmer

RICHARD WOLFRAM: Südtiroler Volksschauspiele und Spielbräuche. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987. 357 S., 48 Schwarzweiss- und 8 farbige Abb., 3 Notenblätter (Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Klasse, 480).

Forschungen zum Volksschauspiel bilden das Zentrum von R. Wolframs Arbeiten seit Beginn seines wissenschaftlichen Arbeitens. Die gewichtige Publikation, die der 83jährige 1984 abschliessen konnte, steht denn auch in einem innigen Zusammenhang mit vorausgehenden Veröffentlichungen. Dadurch ist das gegenwärtige Werk geprägt: Es verzichtet weitgehend auf historische Ableitungen, auf den Nachweis

von Querverbindungen zur Textgeschichte und auch auf theoretische Überlegungen und die Entwicklung von Erklärungshypothesen. In all diesen Fragen kann der Autor auf eigene ältere Studien verweisen. Statt dessen stellt er nun die Beschreibung der Aufführungspraxis und die geraffte bzw. vollinhaltliche Textedition in den Mittelpunkt. Damit ergänzt und komplettiert er eigene und fremde ältere Arbeiten.

Im Mittelpunkt stehen die Erhebungen, die Wolfram in den Jahren 1940/41 durchführen konnte, als die deutschsprachigen Südtiroler aufgrund des Hitler-Mussolini-Abkommens mit dem Verlust ihrer Heimat rechnen mussten. Eine Kulturkommission (u.a. mit R. Wolfram, der für die Bereiche Brauchtum und Volksglauben zuständig war) sollte seinerzeit wenigstens noch eine umfassende Dokumentation der wichtigsten kulturellen Gebiete sicherstellen. Wolfram konnte dann 1956 bis 1962 noch Nacherhebungen durchführen und hat in das vorliegende Werk auch einige Editionen oder Beschreibungen einbezogen, die bereits früher an schwer zugänglichen Stellen veröffentlicht worden waren. Davon lebt das vorzustellende Werk denn auch zu einem erheblichen Teil: von der Unmittelbarkeit und Ausdruckskraft der Spieltexte und von der Beobachtungsgabe und lebendigen Wiedergabefähigkeit des Feldforschers Wolfram. Auf Deutungen und Hypothesen kommt es dem Autor nicht primär an. Manches wird freilich beiläufig gestreift; es bewegt sich im Umfeld bekannter Lieblingsideen (Männerbundtraditionen, Fruchtbarkeitskult, Gestaltwandel), doch sind solche Andeutungen eher dezent eingestreut, die Herkunft vieler Stubenspiel-Szenen aus barocker Exempel-Katechese wird mitgesehen und als gültige Erklärung akzeptiert.

Im Vordergrund stehen die Stücke selber und deren Aufführungspraxis. Und hier wiederum berücksichtigt Wolfram diesmal vor allem die textorientierten Aufzüge, Spielhandlungen und Grossspiele. Sie konzentrieren sich auf zwei deutlich abgrenzbare Spiellandschaften, auf den Vintschgau und das Pustertal (mit Nebentälern). Vom Jahresablauf her treten Vorweihnachts- und Faschingszeit besonders hervor. Inhaltlich findet man deshalb vor allem Nikolausspiele und Spiele bzw. Umzüge mit dem Wilden Mann bzw. Egetmann.

Einen eigenen Komplex bilden die Stücke des Gregor Steger aus dem Ahrntal. Auf diesen Kompilator, Neugestalter und dichterischen Glücksfall sind österreichische Volksschauspielforscher vor Wolfram schon aufmerksam geworden (V. Hein, A. Haberlandt, A. Dörrer); Wolfram teilt nun die vier noch unveröffentlichten Stücke mit, auch sie wie das übrige Werk Stegers zweipolig aufgebaut: Einer ernsten Haupthandlung folgt ein lustiges Nachspiel. Den Abschluss bildet der Abdruck einiger Kleinspiele (meist nach der Art von Standes-Streitgesprächen), wie sie in geselliger Atmosphäre im Wirtshaus oft aus einer augenblicklichen Spiellaune heraus ohne grosse Vorbereitung produziert worden sind.

Wolframs jüngste Veröffentlichung erweitert unsere Kenntnisse über das deutschsprachige Volksschauspiel des 19. und 20. Jahrhunderts in erfreulicher Weise und bringt wichtige Dokumentationen zur Textgeschichte. Walter Hartinger

Wilhelm Egloff / Annemarie Egloff-Bodmer: Les maisons rurales du Valais. Tome I: Le pays. La construction en bois, la maison d'habitation – Die Bauernhäuser des Kantons Wallis. Band 1: Das Land. Der Holzbau, das Wohnhaus. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1987. 319 S., 509 Abb., 1 Farbtafel, 2 Karten, Register (Bauernhäuser der Schweiz, 13).

Für den Kanton Wallis sind im Rahmen des Schweizerischen Bauernhaus-Werkes drei Bände vorgesehen. Die Autoren des ersten Bandes, Wilhelm Egloff und Annemarie Egloff-Bodmer, sind bekannte Wissenschafter, die aus der Schule von Jakob Jud hervorgegangen sind. Wilhelm Egloff (gest. 1983) war von 1957 bis 1968 Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und war schon auf diese Weise mit der schweizerischen Bauernhausforschung eng verbunden wie auch mit der Bearbeitung des Glossaire des Patois de la Suisse romande. Seiner Gattin verdanken wir die Untersuchung «Spinnen und Weben im französischen und deutschen Wallis» (1940).

Sie hat nach dem Tod ihres Gatten die Arbeit an dem nun vorliegenden Band für das Wallis zielstrebig fortgesetzt.

Die Materialsammlung hat sich über die Jahre hinausgezogen (1965–1976). Aus dem Vorwort zu dem vorliegenden Band ist zu entnehmen, dass die beiden weiteren Bände vor allem den Wirtschaftsgebäuden, den Scheunen, Stadeln, Speichern, Rebhäusern und Maiensässen gewidmet sind. Der dritte Band wird eine Gesamtschau bieten, unter Einbeziehung der Gemeinschaftsbauten innerhalb der Dörfer und Weiler, der Siedlungen und Siedlungsformen. In diesem Band werden auch volkskundliche und linguistische Karten Aufnahme finden.

Obwohl beide Autoren hervorragende Sprachforscher sind, haben sie weitgehend auf rein regionale, nur dem Fachmann verständliche Ausdrücke zunächst verzichtet, um die Lesbarkeit des Textes zu erhöhen. Der Spezialist wird dies etwas bedauern. Immerhin bringt bereits der erste Band Beispiele mundartlicher Bezeichnungen sowohl für das deutschsprachige wie für das französische Wallis (S. 245, 259, 286). Diese Beispiele ergänzen gleichzeitig die dem Gesamtwerk jeweils beiliegende Legende zu den Plänen in Deutsch, Französisch und Italienisch.

Gerade im Wallis kann man die Geschichte des Wohnens in vollem Umfang von den ersten Anfängen (Felsunterschlupf und Höhlen) bis zu den jüngsten hochentwikkelten Formen überschauen. Selbst neueste Tendenzen im landwirtschaftlichen Bauwesen, wie beispielsweise die Errichtung von Gemeinschaftsställen (S. 41), wird nicht übersehen. Der Bauernhof des Wallis ist gekennzeichnet durch Trennung der Unterkünfte für Mensch und Tier, obschon andernorts die Vereinigung unter einem Dach gerade aus Gründen der Witterung und der Wärmespeicherung üblich ist. Mit Rücksicht auf die ausstehenden Bände ist es zunächst verfrüht, die einzelnen Abschnitte näher zu analysieren; es ist jedoch anzumerken, dass das Abbildungsmaterial wieder grössten Wert auf Darstellung wichtiger Details konstruktiver Art legt und auch im Text wichtige Spezialfragen schon im ersten Band behandelt werden. Als Beispiel sei das Thema Luftschlitze (S. 174 ff.) genannt. In diesem Zusammenhang wird das Problem der sogenannten Seelenfenster in durchaus kritischer Weise behandelt. Die Vorstellung von der Notwendigkeit des Öffnens von Türen und Fenstern beim Tod eines Familienangehörigen ist weit verbreitet. Die Bezeichnung Seelenfenster (Seelen-Palggen) könnte im 19. Jahrhundert aufgekommen sein, wobei man berücksichtigen muss, dass das Wort Palggen an sich sehr alt ist (ahd. Palcho). Das Wort kommt auch im Bairischen vor und kann sowohl den Fensterladen wie die Fensteröffnung bezeichnen.

Sehr dankbar ist man für die neun monographischen Darstellungen von einzelnen Bauten aus dem deutschsprachigen und französischen Wallis, die z.T. bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen und unter denen sich auch ein Fachwerkhaus befindet, obwohl der Blockbau an sich im Wallis überwiegt. Die Blockbautentechnik wird eingehend untersucht, so dass der ganze Band selbständig benutzt werden kann, ohne dass man auf früher bereits erschienene Bände, die Blockbau-Landschaften behandeln, zurückgreifen müsste.

Mit dem Band Wallis I ist nun das gesamte südliche und südöstliche Territorium der Schweiz von Finstermünz bis zum Genfersee lückenlos dargestellt. Man wird den folgenden Bänden mit Spannung entgegensehen. Torsten Gebhard

SABINE SCHACHTNER: Märkische Hausbandweber. Arbeit und berufsbezogene Einstellungen «selbständiger Lohnarbeiter». Münster: Coppenrath 1986, 358 S., Abb. (Beiträge zur Volkskunde in Nordwestdeutschland, 54).

Die zu besprechende Arbeit ist mir in groben Zügen durch einen Gastvortrag von Frau Schachtner im Institut für Volkskunde der Universität Hamburg bekannt gewesen. Bei diesem Vortrag wurde unseren Studenten brilliant vorgeführt, wie eine Berufskultur vom Volkskundler erforscht werden sollte. Die Dissertation von Frau Schachtner lehrt, wie man das historische und empirisch erarbeitete Wissen gliedern und niederschreiben soll. Aus der Schule von Hinrich Siuts in Münster sind schon

eine Reihe von handwerkshistorischen und -empirischen Arbeiten hervorgegangen; zu nennen sind vor allem H. Kaiser (Handwerk und Kleinstadt), V. Rodekamp (Drechslerhandwerk in Ostwestfalen) und P. Lutum (Schneiderinnen).

Die vorliegende Arbeit von Sabine Schachtner ist in einen historischen und einen empirisch fundierten Teil gegliedert. Auf den ersten 140 Seiten erfahren wir alles über den Forschungsstand, und zwar von sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Seite her und auch von der technologischen. Besonders interessant ist die Diskussion der Frage zu lesen, ob die märkische Bandweberei als «proto-industrielles Gewerbe» zu bezeichnen ist oder wie diese der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten entspringende Gewerbeform sonst zu bezeichnen sei. Es geht der Autorin dann in der zweiten Hälfte ihrer Untersuchung um die Darstellung der Arbeits- und Lebensweise der Bandweber und um die Aufklärung über deren Motivation, in selbstausbeuterischer Abhängigkeit als selbständige «Alleinmeister» zu arbeiten.

Stolz, Arbeitsfreude, selbstbestimmte Zeiteinteilung und fehlende Gewinnorientierung bleiben neben der Kraft der familiären Tradition und der Wirksamkeit von Kontinuitäten ausschlaggebend. Frau Schachtner konnte für diesen historischen Vergleich nur der Quellengruppe «Streitigkeits- und Notariatsakten» einigen Wert zusprechen. Der Frage etwa, ob der «Berufsstolz», einer der in der aktuellen Lebenswelt der märkischen Bandweber wichtigsten Faktoren, auch über mehrere Generationen zurückzuverfolgen sei, geht die Autorin sehr akribisch nach. Je differenzierter man eine solche Frage zu beantworten versucht, je uneindeutiger fällt die Antwort aus. Auch die Frage, ob sich die früheren Bandweber wegen ihrer Beschäftigungsunsicherheit Sorgen gemacht haben, weiss Frau Schachtner nicht eindeutig zu beantworten, weil sie hier zu Recht vorsichtig bleibt. «Es entspräche eher vorindustrieller Mentalität, wenn diesen Problemen weniger Gedanken gewidmet worden wären – auch zu dieser Frage gibt es in den Quellen keine Hinweise» (S. 284).

Derartige Fragen sind aber von grösster sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Relevanz. Gerade die Museen sind fast nie in der Lage zu sagen, was die Menschen früher gedacht haben, eher schon was sie gegessen haben. Die Autorin hat eine mühevolle empirische Erhebung durchgeführt und eine historische Quellenrecherche. Deswegen kann sie mit Fug und Recht am Schluss ihrer Darlegungen feststellen: «An den herausgegriffenen Beispielen zeigt sich, dass sich aus dem historischen Quellenmaterial keine Antworten auf Fragen gewinnen liessen, die aufgrund der Interviews recht gut zu beantworten sind. Daten, die über die quantitative Entwicklung der Hausbandwebereien Aufschluss geben, lassen sich dagegen sehr gut aus den Archivalien ableiten» (S. 286).

Häufig wird den rein empirischen Arbeiten der Vorwurf mangelnder historischer Fundierung gemacht, und diese fehlende Fundierung mache die Interpretation von Interviewmaterial willkürlich. Sehr schlüssig hat die Autorin hier gezeigt, dass beide aufeinander übertragbar sind. Allerdings lassen sich zeitliche Unstimmigkeiten, etwa «wenn es darum ging, Veränderungen der Betriebe zeitlich genau zu fixieren» mit archivalischem Material und technologiegeschichtlicher Literatur überprüfen, wo «sich die Erinnerungen der Interviewten als unzuverlässig heraus» (S. 286) stellten. Insofern bleibt festzuhalten, dass es mit Interviewmaterial beantwortbare Fragen gibt, die unbedingt der begleitenden historischen Forschung bedürfen – aber das gilt eben nicht für alle qualitativen Forschungen. Die besprochene Arbeit hat für die volkskundliche Bewusstseinsforschung berufsspezifischer Kultur Massstäbe gesetzt.

Andreas Kuntz

GERTRAUD LIESENFELD: Viechtauer Ware. Studien zum Strukturwandel einer Hausindustrie in Oberösterreich mit besonderer Berücksichtigung der letzten 100 Jahre. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987. 506 S., Abb., Tafeln (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 479. Band; Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 17).

Viechtauer Ware – man weiss um die Erzeugnisse dieses regional eigenständigen Holzhandwerks – oder man meint zumindest, darum zu wissen. Die Verengung des Blickwinkels einer traditionellen Volkskunstbetrachtung wie auch das ästhetisierende Interesse moderner Sammelleidenschaft haben die wahrgenommenen Produkte reduziert auf das Ausgefallene, Ansprechende, «Kunstvolle» – Spielzeug, Pfeifvögelchen, Krippenfiguren, Lacklöffel. Die Objektbezogenheit schlug sich in Beschreibung und musealer Dokumentation nieder. Man wählte aus, riss die Erzeugnisse aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang ihrer Entstehung heraus und überging weitgehend die Entwicklung der Herstellung bis in die Gegenwart. Gertraud Liesenfeld hat sich in ihrer materialreichen und umsichtigen Studie die Aufgabe gestellt, diese Desiderata einer weithin einseitig argumentierenden positivistischen Volkskunstforschung aufzuarbeiten und die Produktion der Viechtauer Holzerzeugnisse in einen umfassenden historischen Kontext zu stellen. Der Anspruch, die Kultur einer regional begrenzten Sozialschicht zu erfassen und die Bedingungen des strukturellen Wandels von althergebrachtem Viechtauer Holzgewerbe über die Produktion hölzernen Hausrates zu der Geschenk- und Souvenirwarenerzeugung» darzustellen (S. 7f.), bedingt eine hinsichtlich des Quellenfundus wie auch der Fragestellungen und Interpretationsansätze breit angelegte Untersuchung, deren Ergebnisse einen für die Analyse der für alpine Kulturen so bedeutsamen Entwicklung protoindustrieller Gewerbeformen ausserordentlich wichtigen Beitrag zu leisten vermögen.

Die Viechtau als Untersuchungsraum steht denn auch gleichsam paradigmatisch für naturräumlich und wirtschaftlich ähnlich strukturierte Zentren holzverarbeitender Hausindustrie wie dem Oberammergau, Berchtesgaden, dem Grödnertal, Erzgebirge und Thüringer Wald, welchen die Autorin daher vergleichende Betrachtungen in Form eines Exkurses widmet. Josef Blau bereits hatte in seiner frühen, bemerkenswerten Arbeit zur Böhmerwälder Hausindustrie auf die Bedeutung des Waldes für die Ausbildung der Produktion hingewiesen, und es erscheint notwendig, auch hier die Prozesse der wirtschaftlichen und rechtlichen Bedingungen der Viechtauer Warenerzeugung in enger Verbindung mit den Umweltbedingungen einer Region zu sehen, in der die Bevölkerung unter ungünstigen morphologischen Verhältnissen weithin auf die Waldnutzung angewiesen war. Die Viechtau, Streusiedlungsgebiet im oberösterreichischen Salzkammergut, war seit dem Spätmittelalter, durch ihre reichen Waldungen ausgezeichnet, wichtiges Holzbezugsgebiet der prosperierenden Salinen Oberösterreichs. In Folge der Güterteilungen des 14. und 15. Jahrhunderts, der wachsenden Besiedlung und des steigenden Nahrungsmittelbedarfes im Montanwesen erhielt auf herrschaftliche Verordnung hin ab Mitte des 16. Jahrhunderts die Viehwirtschaft grössere Bedeutung, ohne jedoch aufgrund der Besitzstruktur und der naturräumlichen Verhältnisse ausreichende Erwerbsgrundlagen bieten zu können. Der Ausweg im Hausierhandel, den die Viechtauer Bevölkerung wie in vielen anderen alpinen Regionen vor allem mit dem Niedergang des Bergbaus suchte, wurde mit dem Hausierhandelsverbot 1694 versperrt. Mit dem Aufkommen des Verlagssystems waren die Grundlagen für die hausindustrielle Holzwarenerzeugung gelegt, wie sie für das 19. Jahrhundert bezeichnend war. Mit der erhöhten Herstellung und dem Anstieg der Holzwarenerzeuger gegen Ende des Jahrhunderts setzt eine Krise ein, die zum allmählichen Rückgang des Gewerbes führt.

Gertraud Liesenfeld hat diesen Prozess des Niedergangs in den Mittelpunkt ihrer Studie gestellt. Mit der Untersuchung der hergestellten Produkte kann sie anhand von Preisverzeichnissen und Warenkatalogen Veränderungen im Angebot nachzeichnen, vor allem aber auf die Breite der Produktion nachdrücklich hinweisen. Insbesondere Geräte für die Land- und Hauswirtschaft, Gebrauchs- und Zierlöffel, Spaltwaren, Drechslerwaren bis hin zu Spiel- und Souvenirwaren gehörten zum Sortiment, Krippen wurden überwiegend für den eigenen Gebrauch hergestellt. Die Katalogauszüge, die von der Verfasserin dem umfangreichen Anhang beigegeben wurden, bieten eine ausgezeichnete Illustration. Ihre Ausführungen zu Herstellung, Arbeitsablauf und Warenvertrieb basieren auf Ergebnissen empirischer Befragungen

und archivalischer Untersuchungen, zu denen sie neben den Verlegerbiographien vor allem auch die Unterlagen der Viechtauer Genossenschaften (gegründet 1911 und 1946) heranziehen konnte. Ergänzt durch «drei Lebensbilder aus der Viechtauer Hausindustrie» gelingt ihr ein Zeitbild, welches die wechselseitigen Beziehungen der wirtschaftlichen Prozesse, der Produktion und der biographischen und familiären Verhältnisse aufzuzeigen vermag. In dieses Zeitbild gehört die Auseinandersetzung mit der Aneignung durch die nationalsozialistische Ideologie. Die Verfasserin hat versucht, die Neubelebungsversuche im Nationalsozialismus und nach 1945 in knappen Betrachtungen der Intentionen des Oberösterreichischen Heimatwerkes (des Heimatwerkes Oberdonau), des Neukirchener Werkkurses und der Werkstätte Salzkammergut in Gmunden anzureissen, die zwar in einen weiteren ideologiegeschichtlichen Kontext zu stellen wären, aber dennoch geeignet scheinen, Anstösse zur Hinterfragung jener «Sonderfälle und Zäsuren» (S. 180), wie die Wiederbelebungsversuche der Holzwarenerzeugung gesehen werden, zu geben.

Das abschliessende Kapitel widmet die Verfasserin der Lebensweise der Viechtauer Bevölkerung, indem sie eingehend die Sozialstruktur (um 1900 und 1979/80), die familiären Verhältnisse, Ernährung, Wohnverhältnisse, Körperhygiene und Kleidung nachzeichnet und die Entwicklung der Schulbildung, des Freizeitverhaltens und der Kommunikation und die Veränderung im religiösen Leben umreisst. Es gelingt ihr, den Niedergang der Hausindustrie als zwangsläufiges Resultat der veränderten wirtschaftlichen Struktur herauszustellen, die Holzverarbeitung als Notlösung peripherer Wirtschaftszonen auch in ihrem Elend der Bevölkerung deutlich werden zu lassen und die Ästhetisierung der «Volkskunst» in Frage zu stellen. Die Arbeit erbringt damit einen wertvollen Beitrag zur sozialgeschichtlich ausgerichteten volkskundlichen Sachforschung, der in der vorliegenden umfangreichen Veröffentlichung sehr begrüsst werden kann. Siegfried Becker

JÜRGEN P. RINDERSPACHER: Gesellschaft ohne Zeit – Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit. Berlin: Internationales Institut für Vergleichende Gesellschaftsforschung/Arbeitspolitik 1985. 327 S. (Schriften des Wissenschaftszentrums Berlin).

Der Entzug der Verfügungsgewalt über die eigene Zeit im Alltag unserer Industriegesellschaft ist das Thema einer umfangreichen Untersuchung. Zeitstrukturen als Handlungsbeschränker oder Handlungsauslöser sind dabei äusserst präzise herausgearbeitet worden.

Nach Wendorffs Generalthematisierung von «Zeit» (R. Wendorff: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewusstseins in Europa. 2. Aufl. Wiesbaden 1981) geschah mit diesem Thema ja etwas sehr Eigenartiges. Während ein derartiges Buch üblicherweise eine Thematik einer Sargplatte gleich der wissenschaftlichen Diskussion entzieht, regte Wendorff Spezialuntersuchungen an.

Rinderspacher bezieht die industrialisierten Lebenswelten über die Zeitarten auf die Ausdrucksformen des Industrialismus. Arbeits- und Lohnformen, humanbiologische Zyklen und deren Aufnahme in die Organisation der Arbeit und schliesslich Freizeit werden vom Autor akribisch und mit frappanter Belesenheit dargestellt, um dann in Kapitel V und VI (Zeitbudgets, zeitökonomische Strukturen) zur wesentlichen Aufgabe vorzustossen: einer gutachtlichen Beratung für die gesellschaftspolitisch engagierten Gruppen von Gewerkschaften über Arbeitgeberverbände bis zum Bundesarbeitsministerium. Biographische Auskünfte zum Zeitmangel werden von Becker-Schmidt et al. (Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Bonn 1982) übernommen. «Die oben aufgeführten Beispiele belegen, dass sich im Alltag zwischen Betrieb und Familie die verschiedenen Zeitorientierungen der Familienmitglieder je nach Alter, Rolle und Tätigkeit als Widerspruch darstellen (S. 279). Das Richtige im richtigen Moment zu tun können – darin besteht der Zeitwohlstand ...» (S. 279).

Diese Einsichten sind in ähnlicher Weise von Christine Müller-Weichmann (Zeitnot. Untersuchungen zum «Freizeitproblem» und seiner pädagogischen Zugänglichkeit. Weinheim/Basel 1984) sehr eindringlich erarbeitet worden.

Rinderspacher spricht sich gegen eine flexible Arbeitszeitregelung aus, da sie «Betriebszeit» und «Arbeitnehmerzeit» nicht harmonisieren helfe. Mitbestimmung bei den Arbeitszeiten sei wichtiger als ein Zugewinn von freien «Zeitschnipseln». Das Buch ist begrifflich sehr sauber gearbeitet und kann allen an der Thematik Interessierten als eine Art Repetitorium empfohlen werden. Andreas Kuntz

CHRISTIAN UND TILLY LOREZ-BRUNOLD: Rheinwalder Mundartwörterbuch. Der Wortschatz einer Bündner Walsermundart. Chur: Terra Grischuna Buchverlag 1987. 280 S. (Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen, 11).

Weit herum im Lande hört man von dem meist gar «schönen Bündnerdeutsch» reden. Aber es gibt im mehrsprachigen Rätien ja keinen einheitlichen bündnerischen Dialekt, sondern zwei verschiedene Mundartgruppen: eine rheintalisch-churerische, die meist gemeint ist, und eine walserdeutsche in den höheren Berglagen. Dieses Walserdeutsch ist – wie wir seit R. Hotzenköcherles frühen sprachgeographischen Ermittlungen wissen – selbst noch geschieden in zwei durch allerlei Erscheinungen unterschiedene Sprachbereiche: Der eine östliche umfasst die einstigen Weitersiedlungen um die Mutterkolonie Davos, der andere von der ersten Niederlassung im Rheinwald ausstrahlende die westlichen Bündner Walsertäler.

Die Ostwalser haben schon vor Jahren ihr vorzügliches «Davoserdeutsches Wörterbuch» durch die Sammelarbeit von M. Schmid und G. Issler (1982 im Verlag der Walservereinigung Graubünden) erhalten. Nun liegt aber auch ein ebenbürtiges Werk für die Westwalser vor in dem von Christian und Tilly Lorez-Brunold geschaffenen, wohldurchdachten und klar gesichteten «Rheinwalder Mundartwörterbuch», ebenfalls von der Graubündner Walservereinigung betreut und im Terra Grischuna Buchverlag, Chur 1987, herausgegeben. Der Germanist Christian Lorez ist auch dem Volkskundler wohlbekannt durch sein 1943 in den Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde erschienenen und 1986 neu aufgelegten Standardwerk «Bauernarbeit im Rheinwald». Er ist seit Jugendtagen mit seinem Heimattal eng verbunden und hat sich schon damals auch in dessen eigenartige Sprache eingearbeitet. Das demographisch wie dialektologisch bedeutsame Buch hat denn auch den Grundstock für die neue Wörtersammlung geliefert, für die er noch jahrelang, gemeinsam mit seiner mitwirkenden Frau, geforscht und gestaltet hat, bis er das vorliegende Werk, ein eigentliches Vermächtnis für die Nachfahren im Quellgebiet des Rheins, nun darlegen konnte.

In knappen Zügen orientiert es zuerst über Land und Leute und über die wesentlichen Kennzeichen der Mundart. Aber dann kommen die Rheinwalder Walser selbst unmittelbar und lebensnah zum Wort in der Fülle ihrer bodenständigen, hier alphabetisch aufgereihten Ausdrücke und Redensarten, die zugleich ihre besonderen «Meinungen» zu Wesen und Dingen aussagen. Es ist im ganzen eine reale, bergbäuerliche Welt, die sich da auftut. Einen grossen Anteil darin haben die für das Leben im Bergtal seit je wichtigen Bezeichnungen der Viehzucht und Alpwirtschaft. Aber auffällig klingt in diesem Wortgut auch noch das jahrhundertealte, einkunftreiche Gewerbe des Warentransports über die Pässe nach, das nach dem Bau der Gotthardbahn aufgegeben werden musste und manchen alten Rheinwalder zur Auswanderung trieb. Vor allem mit diesen Bezeichnungen von allerlei Gerätschaft hat die italienische Rede von jenseits der Grenze neben manchem Relikt aus rätoromanischem Munde Eingang ins Rheinwalddeutsch gefunden. Reich ist aber das alte Erbe höchstalemannischer Gebilde, die das Bergtal am Südrand des deutschen Sprachgebiets noch erhalten hat, und vielfältig sind Prägungen, die für den weitern oder engern Walserraum kennzeichnend sind. Ja, der Verfasser verzeichnet sogar Ausdrücke, die man nur in einzelnen Talgemeinden kennt; etwa *Müschelä* für «Holzscheit von ca. 1 m Länge» will man nur in Nufenen, *Zwäägglä* für «Zwillingsbaum, Doppelstamm» nur in

Sufers und *Ruum* für die «Haut auf der Milch» nur in Hinterrhein kennen usw. Es kann hier auf engem Raum die bunte Fülle des gehorteten bergmundartlichen Wortreichtums nicht anschaulich belegt werden. Welcher «Unterländer» aber weiss etwa, dass *Gfrurscht* «Rauhreif», *Ggamääsch* «Stossriegel an der Stalltüre», *diä Pluttä* «die Kinder», *Trift* «Alter, Generation», *d Heiterbränntä* «dichter Morgennebel», *igeischte* «einem etwas einreden», *oosä* «einen ärgern», *d Függsch balge* «sich mit vom Regen verdorbenem, rötlich gewordenem Heu abplagen müssen» heisst?

Zu einem eigentlichen Sprachlexikon wird das Rheinwalder Wörterbuch durch den anschliessenden zweiten Teil, der nun – soweit möglich – die hochdeutschen Entsprechungen vermittelt, so dass der Aussenstehende nachschlagen kann, wie man bei unsern Walsern einen Sachverhalt bezeichnet. Gern überblickt man auch in einem Anhang die Flur- und Örtlichkeitsnamen, die das Bild der sprachgeschaffenen Heimat noch farbiger werden lassen, und in einem folgenden Abschnitt staunt man über die vielen Blumenbenennungen, die wenigstens die ältern der im harten Werktag lebenden Bergbewohner noch kannten.

Chr. und T. Lorez und ihren Helfern gebührt der Dank der Wissenschaft und der einheimischen Walser für das der Forschung wie dem einfachen Leser aufgeschlossene Werk, das die zwiefache Sprachwelt der Bündner Walser neu erhellt. – Es bleibt jetzt noch der Wunsch, dass einmal auch noch die deutsche Mundart im Churer Rheintal solch eine umfassende, lebendige Darstellung ihres Wortguts erhalten wird.

Paul Zinsli

Renate Brockpähler (Hg.): Lied, Tanz und Musik im Brauchtum. Protokoll der Arbeitstagung der Kommission für Lied-, Musik- und Tanzforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 9. bis 12. September 1982 in Münster. Münster: Volkskundliche Kommission für Westfalen 1985. 107 S., Noten.

Der sich in sympathisch schlichter Aufmachung präsentierende Bericht enthält neun Referate im Wortlaut und die Diskussionen «in gestraffter Form», ausserdem den ausgezeichneten Beitrag von *Karl Horak,* der schriftlich vorlag («Tanz als Wesensteil des Brauchtums»). – Die Einsicht, dass die Erforschung musikalischer Formen «nur Hand in Hand mit der Erforschung des dazugehörigen Brauchtums» gehen kann, wie *Ekkehard Mascher* zu Beginn seines Vortrags über «Die Verwendung von Musikinstrumenten im Brauchtum Norddeutschlands» (S. 1) klar ausspricht, zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen Band. So wird der Erörterung prinzipieller Fragen trotz der Fülle der mitgeteilten Einzelergebnisse grosse Bedeutung beigemessen. Mascher, der die Bestände der niedersächsischen Museen in instrumentenkundlicher Hinsicht erforscht und in Zusammenhang damit mit der systematischen Durchsicht von meist nichtwissenschaftlichen Periodika (wie etwa Veröffentlichungen von Heimatvereinen) dieses Landes begonnen hat, kann erstaunliche Resultate vorlegen. Signalinstrumente (z. B. Hörner), Ratschen und Klapperinstrumente, Trommeln und Glocken, Peitschen, Weidenpfeifen usw. spielen neben den «üblichen» Musikinstrumenten eine dominierende Rolle.

In seinen spannenden «Mitteilungen über brauchgebundene Musik am Niederrhein im 19. und 20. Jahrhundert» berichtet der verdiente Forscher und Sammler *Ernst Klusen* in humorvoller Weise über die bei festlichen und feierlichen Anlässen aufspielenden Musikantengruppen und deren Musik, u.a. anhand originaler Stimmbücher. *Stefaan Top* greift in seinem Beitrag «Meen Van Eycken, eine Biographie in Liedern» auf einen volkskundlichen Film zurück; in den von ihm aufgestellten Thesen hebt er vor allem die zentrale Bedeutung der Feldforschung für die Volksliedkunde hervor. *Emily Gerstner* («Brauchtumslieder aus Bosco Gurin») beweist in ihrem Referat erneut ihre enge Beziehung zu diesem Walserdorf. Einzelne Liedstrophen werden von ihr in Wort und Weise vorgestellt; das aus dem 19. Jahrhundert stammende Guriner Hochzeitslied erklingt noch heute – allerdings nur noch von der Orgel gespielt – an jeder Trauung in der Dorfkirche. Es sprachen ferner noch *Peter Haegele* («Aufzeichnung musikalischen Traditionsgutes»), *Walter Brandsch* («Unpas-

sende Brauchtumslieder aus der Sammlung G. Brandsch»), *Walter Heimann* («Die kollektiven Kräfte des Singens. – Zur Aktualität eines alten Problems») sowie *Gottfried Habenicht* anhand von Dokumenten über «Totenklage und Totenlied in der rumänischen Folklore» und «Zeremonielles Lied und zeremonialisiertes Lied – Dargestellt am Beispiel des wolgadeutschen Hochzeitsbrauchtums». Hans Peter Schanzlin

PAUL HUGGER (Hg.): Das war unser Leben. Autobiographische Texte. Buchs: Buchs Druck 1986. 179 S., 127 Abb. (Werdenberger Schicksale, 1).

Der schöne und überaus grosszügig gestaltete Band, der hier angezeigt werden soll, enthält autobiographische Texte aus Werdenberg (Kt. St. Gallen) und Umgebung. Es sind acht Lebenserinnerungen – die Autoren sind allesamt Männer – darin abgedruckt, neben einzelnen Aufsätzen des damals 14jährigen Heinrich Eggenbergers aus dem Jahre 1918, einem Brief, den Kinder (Schwabengänger) aus dem süddeutschen Württemberg ihren Eltern nach Hause schrieben, und Auszügen aus den alten Kutscherbüchern des Lohnkutschers Christian Hagmann (1836–1907).

Die Autobiographien reichen weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Das Geburtsjahr Georg Hagmanns («Drum Seele, sieh hinter dir zurück in die vergangenen Jahre») ist 1817, dasjenige Mattheus Eggenbergers 1823. Der jüngste Autor ist der 1923 geborene Hans Eggenberger («Eine Jugend in den Jahren der Krise»). Die Texte berichten fast ohne Ausnahme von einer entbehrungsreichen Jugend, vom «Kampf ums Dasein». In der überwiegenden Zahl waren die Verfasser Bauern oder Holzarbeiter gewesen, zwei waren Handwerker (Dachdecker, Flachmaler) und einer war Beamter (Grenzwächter).

Die Materialien zu diesem Band kamen auf folgende Weise zusammen. Verleger und Herausgeber erliessen gemeinsam einen Aufruf an die Bevölkerung Werdenbergs, worin sie diese um Lebenserinnerungen, Tagebuchnotizen und Selbstbiographien baten, die noch unentdeckt «in manchen Schubladen, Schachteln, auf dem Estrich usw.» (S. 11) liegen mögen. Auf diesen Aufruf hin erhielten sie nicht nur zahlreiche Zuschriften aus der Gegend selber, sondern auch von Werdenbergerinnen und Werdenbergern, die auswärts wohnten. Zwei der abgedruckten Texte waren auf den Aufruf in der Zeitung verfasst worden. In diesen Fällen kann das Schreibmotiv als eine Antwort darauf verstanden werden. In den andern Texten erscheint das Motiv mitunter versteckt, manchmal auch explizit in den einleitenden Sätzen. So versteht Jean Zogg (1838–1905) seinen Lebensbericht als eine «Wegleitung für seine Kinder» (S. 15). Und für Michael Schwendener (1892–1979), dem späteren Bauernpolitiker, sind die Lebenserinnerungen Rechenschaftsbericht, unter die er am Schluss seine Unterschrift setzt wie unter ein amtliches Dokument (S. 105). Als starkes Motiv, die eigenen Erinnerungen niederzuschreiben, erweist sich der wirtschaftliche und soziale Wandel. Die Differenz zwischen dem Damals und dem Heute («Pferde- oder Stierfuhrwerk – heute Traktor», S. 109) bedarf der erzählenden Klärung. Eben das Bedürfnis, vom grossen Wandel zu berichten, liegt den Erinnerungen Hans Eggenbergers zugrunde. Er schreibt: «Ich bin überzeugt, die ersten zwei Generationen im 20. Jahrhundert haben grössere Veränderungen erlebt als unsere Vorfahren in Hunderten von Jahren. Oder könnte jemand meiner Altersgenossen oder Ältere sagen: Das haben wir schon um 1930 so kommen sehen? Ich glaube es nicht» (S. 113).

Das Schreiben selber fiel den Autoren unterschiedlich schwer. Die Erinnerungen mussten gegliedert und in eine gehörige Ordnung gebracht werden. Zwei Modelle (Chronik versus Erlebnisbericht) rivalisierten miteinander, wenn Georg Hagmann einleitend schreibt: «Ich könnte meinen Lebenslauf in Jahre einteilen; ich ziehe es vor: zuerst Kindheit, dann Schule bis zur Konfirmation, dann Militärdienst, dann Heirat, dann Alpdienst und Amtsdienst, auch nicht vergessen, vor 18 Jahren, meine schwere Krankheit usw.» (S. 95). Und Hans Eggenberger: «Wenn ich chronologisch vorgegangen wäre, hätte ich von meiner Alpzeit erzählen sollen ...» (S. 122). Auswählend wird oft eine Geschichte («Müsterchen», S. 118) gegeben, die stellvertretend für andere steht. Auch diese einfachen Texte haben sich den sprachlichen Darstellungsproblemen zu stellen. Die Erzählökonomie ist darin immer gegenwärtig.

Die Dinge, von denen in den Lebensgeschichten erzählt wird, lassen sich nicht vielfältiger denken. Kleidung, Nahrung, Arbeit, Ehestreit, Schule, kurz: alle Themen des alltäglichen Lebens kommen vor. Aber auch jene Ereignisse, die als geschichtswürdig gelten, ragen auf mannigfaltige Weise in die individuellen Schicksale hinein; Grenzbesetzungen, der Sonderbundskrieg, die Internierung der Bourbaki-Armee im Jahre 1871, die Rhein-Not der Jahre 1868 und 1927, der Stickerstreik (1911–1913), der Erste Weltkrieg. Ein Sachregister erschliesst dem Interessierten eine Fülle von Stichworten, die auf einzelne Textstellen verweisen.

Bei solch einfachen Texten (oder sollte man von scheinbar einfachen Texten sprechen) verbietet sich die Frage nach der literarischen Qualität. Sie wollen an den literarischen Vorbildern nicht gemessen werden. Dieser Ansicht stünde allerdings die Erfahrung des Lesers gegenüber, dem der eine Text gefällt und der den anderen für weniger gelungen hält. Die Texte sind denn durchaus verschieden in ihrem Realismus, in ihrer «Welthaltigkeit», in ihrem Hang zur retrospektiven Verklärung. Den eher kurzen Text Hans Eggenbergers halte ich persönlich für den wohl besten. Die Genauigkeit, mit der er die damaligen Verhältnisse schildert, die Anschaulichkeit seiner Darstellung der Arbeitsabläufe als Holzarbeiter oder als Zusenn auf der Alp am Schaanerberg (Wartauer Alp) belegen ein dreifaches: eine Kompetenz, d. h. ein Wissen darüber, wie die Dinge zu machen sind, ein Selbstbewusstsein, das dieses Wissen auch für mitteilenswert hält, und ein sprachliches Vermögen, sie darzustellen. Man lese darauf folgende Stelle:

«Der Klang der Schelle sagte uns: Das ist der 'Fuerma Lutziger' oder 's Chobelis Tres'. Ein lustiges Klingeln oder ein eindringliches Schlagen gab zu verstehen, ob man schnell ausweichen [musste] oder sich Zeit lassen konnte. Ohne sich abzusprechen, wusste man, da kommt einer im Galopp. Wenn 's Tise Christli' oder 's Fuerma Näfs Hansueli' kamen, wusste man, die fackeln nicht lange. Hohe Fuder hatten sie geladen» (S. 125).

Endlich ist auch auf die Wiedergabe der Texte im Buche einzugehen. Die Lebenserinnerungen werden stellenweise referierend gegeben. Der vermittelnde Text des Herausgebers fasst zusammen, erklärt, wertet, überspringt. Er gibt vor allem das Faktische, das Belegbare. Notwendigerweise geht immer dort die je eigene Sprache des Verfassers verloren. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass die Länge der eingereichten Texte Kürzungen notwendig machte. Der Band ist reich illustriert, und die vorbildlichen Bildlegenden gehen über das Augenscheinliche hinaus, indem sie auf Drucktechniken oder Inszenierungsmodalitäten (bei Fotographien) hinweisen. Man ist auf die folgenden zwei Bände (Korrespondenz von Auswanderern und Briefe und Dokumente aus dem Sold- und Wehrdienst) gespannt. Alfred Messerli

INGEBORG WEBER-KELLERMANN: Landleben im 19. Jahrhundert. München: Beck 1987. 461 S., 177 Abb.

Das von der Verfasserin als «Lesebuch» bezeichnete Werk besteht einerseits aus Zitaten, die der deutschen Erzähl- und Erinnerungsliteratur entnommen sind, und anderseits aus längeren Kommentaren, welche diese literarischen Zeugnisse in den jeweiligen historischen und sozialen Zusammenhang setzen und interpretieren. Zu Wort kommen neben Schriftstellern wie Berthold Auerbach (1812–1882), Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916), Theodor Fontane (1819–1898), Karl Immermann (1796–1840) und Peter Rosegger (1843–1918) auch weniger bekannte Autoren wie der schreibende Landarbeiter Franz Rehbein (1867–1909) aus Schleswig-Holstein. Herangezogen wurden ausserdem die Ergebnisse der von Max Weber im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik am Ende des letzten Jahrhunderts veranstalteten Erhebungen über die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland sowie Berichte des Pathologen und Politikers Rudolf von Virchow (1821–1902) über die Not im Spessart.

Die Auswahl der Zitate erfolgte vor allem in der Absicht, der durch Wort und Bild verbreiteten Verklärung des Landlebens die realen sozialen und kulturellen Verhältnisse mit ihren Spannungen und ihren Härten gegenüberzustellen. So entstand

anhand vielfach ausdrucksstarker literarischer Zeugnisse ein zumeist ernüchterndes Bild der Dorfgesellschaft mit ihren Gutsherrschaften, ihren Knechten, Mägden, Taglöhnern, Saisonarbeitern und Dorfhandwerkern. Die Verfasserin spannt den zeitlichen Bogen von dem unter Friedrich II. begonnenen Reformwerk der sogenannten Bauernbefreiung bis zum Eintritt der Landwirtschaft in die moderne Industriegesellschaft, als aus einfachen Bauern Weber, Schmiede, Töpfer und «freie» Lohnarbeiter wurden. Dabei gilt das Hauptinteresse dem Netzwerk der dörflichen Beziehungen im Rahmen der patriarchalisch-ständischen Ordnung. Die Beziehung zwischen der Gutsherrschaft und der dieser zu mannigfachen Diensten verpflichteten Knechte und Mägde erscheinen in dieser Darstellung als eine Art kindsmässiger Abhängigkeit. Innerhalb der einzelnen Gutshöfe wirkte sich die patriarchalische Ordnung so aus, dass die Eltern die Partnerwahl der Kinder auf Grund von Besitz und Ansehen bestimmten. Die an der Grösse des Reichtums orientierte hierarchische Rangordnung fand ihren zeichenhaften Ausdruck im Alltag, so zum Beispiel in der Form von Gruss und Anrede, bei der Tischordnung, bei der Platzordnung in der Kirche und vor allem in der Kleidung. Dem komplexen und nuancenreichen Zeichencharakter der Kleidung widmet die Verfasserin ein höchst aufschlussreiches Kapitel. Da ist die Rede von den 16 übereinanderliegenden Röcken der reichen Schwalmer Bauerntöchter und den neun Jacken der Hofbauern. Reichtum wurde vor allem durch Quantität ausgedrückt und bestand darin, dass man über grosse Mengen an solchen Gütern verfügte, woran die sozial Darunterstehenden den Mangel litten. Das hierarchische Denken machte, wie die unterschiedlichen Begräbnisbräuche zeigen, auch vor der Majestät des Todes nicht halt, ungeachtet der christlichen Weisheit, dass der Tod alle gleich mache. Die Kirche als Institution verstärkte im allgemeinen die überkommenen Verhältnisse. Die Verfasserin erwähnt in diesem Zusammenhang Jeremias Gotthelf, «für den es selbstverständlich war, dass die Armen in Demut der christlichen Weltordnung folgten».

Zwischen der Gutsherrschaft, dem Gesinde und den Taglöhnern bestand trotz allem Aufeinanderangewiesensein in enger räumlicher Nähe eine klare soziale Distanz. Diese wurde zu bestimmten Festzeiten durch aktive Wohltätigkeit (Geschenke, Almosen) gemildert und bei ausgelassenen Erntefesten manchmal kurzfristig aufgehoben. Dann gab es auch Spiele, bei denen der Gutsbesitzer, wenn er zur Erntezeit das Feld besuchte, auf brauchmässig festgelegte Weise von den Erntearbeitern durch Umringen, Einbinden usw. bedrängt wurde mit dem Zweck, ihm ein Trinkgeld, Tranksame oder ein festliches Mahl abzufordern.

Was die Dorfarmen betrifft, so konnten sich die Gutsbesitzer und Dorfmagnaten der Versorgung derselben nicht entziehen, wenn sie auch oft versuchten, die Arbeitsunfähigen unter ihnen abzuschieben. Da die Besitzlosen – wenn auch auf der untersten Stufe – in die hierarchische Struktur des Dorfes integriert waren, durften sie bestimmte ungeschriebene Rechte beanspruchen, wie zum Beispiel das Ährenlesen. Was die eigentlichen Bettler betrifft, so galten die Gebete, die sie gegen Almosen für die Lebenden und die Toten hersagten, als besonders wirksam.

Im Kapitel über «Jung und Alt», d.h. über den Generationenzusammenhang, kommt vor allem die Hofübergabe zu Lebzeiten der Eltern zur Sprache. Diese war für die jungen Besitzer mit der Pflicht verbunden, für den Unterhalt der Eltern aufzukommen. «Die häufigen Berichte über die unguten Beziehungen zwischen der 'herrschenden' mittleren Bauerngeneration und den Alten», schreibt Frau Weber-Kellermann, «werfen kein gutes Licht auf die humanen Qualitäten der Bauernfamilie.» Härte und Geiz gegenüber den nicht mehr arbeitsfähigen Essern waren keine Seltenheit.

Bei den Kindern ging es vor allem darum, sie so rasch wie möglich zu arbeitsfähigen Erwachsenen zu machen. Äusserliche Zeichen dafür waren die der Kleidung der Grossen nachgemachten Miniaturtrachten, in die man sie steckte. Sie wurden, oft unter Vernachlässigung der Schulpflicht, vom Morgen bis zum Abend im Stall, auf dem Feld oder am Waschtrog beschäftigt. Ein besonderes Kapitel bilden die siebenbis fünfzehnjährigen Hüterkinder (die sogenannten Schwabengänger), die – aus dem

Tirol, dem Vorarlberg und aus Graubünden kommend - auf eigentlichen Kindermärkten in Friedrichshafen und Ravensburg von den schwäbischen Bauern gemietet wurden. Als unselbständige, nur als Arbeitskraft geschätzte Menschen wurden die Mägde auf den Gesindemärkten «mehr als Sache, denn als Familienzuwachs» gemietet. Als Begleitproblem ergaben sich die zahlreichen unehelichen Kinder, für deren Versorgung die Mutter selbst aufkommen musste.

Mit dem Eindringen neuer technischer Errungenschaften auf dem Lande bahnte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein tiefgreifender Wandel im sozialen Gefüge des Landes an. Wegen der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft wurden technisches Verständnis und manuelle Geschicklichkeit im Umgang mit Maschinen bedeutsam und stellten die ausschliesslich auf Besitz gegründete Macht in Frage. Zu jener Zeit gewannen die mobilen Gruppen von Wanderarbeitern aus den ärmeren Gebieten Deutschlands und Österreichs sowie aus Polen an Bedeutung, und zwar in dem Masse, wie in den preussischen Gebieten und in Sachsen die Landflucht einsetzte.

Gegen Ende des Jahrhunderts entstand unter dem Eindruck der Landflucht und des übermässigen Anwachsens der Städte sowie als Reaktion auf diese Entwicklung eine «Volkstümelei», welche mit den Mitteln der Literatur und der Idyllenmalerei das Leben auf dem Lande verklärte; dies zu einer Zeit, da das dörfliche Ordnungsdenken schon im Niedergang war. Gegen diese falschen Vorstellungen und ihre zweifelhafte politische Bedeutung wendet sich die Verfasserin im Kapitel über Heimatliteratur und Heimatkunst, wo sie mit der falschen Agrarromantik abrechnet.

Das von ungewohnter Darstellungsgabe zeugende Werk der Marburger Professorin enthält eine Fülle von zumeist ausdrucksstarken und stets instruktiven Bildern sowie ein ausführliches Register. Arnold Niederer

HISTOIRES DE VIE: Approche pluridisciplinaire. Neuchâtel: Editions de l'Institut d'ethnologie. Paris: Editions de la Maison des sciences de l'homme 1987. 129 S. (Recherches et travaux de l'Institut d'ethnologie, 7).

Das schmale Bändchen enthält vier Vorträge, die von Vertretern verschiedener Wissenschaften im Wintersemester 1984/85 am Ethnologischen Institut der Universität Neuenburg anlässlich eines Seminars über Lebensgeschichten gehalten wurden. Hier interessiert besonders die von den Ethnologen *Marc-Olivier Gonseth* und *Nadja Maillard* verfasste kritische Betrachtung der mündlich erzählten Lebengeschichte, wobei zunächst von der nordamerikanischen Tradition die Rede ist. Dabei kommen zur Sprache «The Children of Sanchez» (1961) von Oscar Lewis, «Worker in the cane» (1960) von Sydney W. Mintz und «Sun Chief» (1942, Autobiographie des Hopi-Indianers Don C. Talayesva).

Während Lewis hinter den getrennt aufgenommenen Lebensberichten der Mitglieder der Familie Sanchez als Autor ganz zurücktritt, bettet Mintz die Lebensgeschichte des Anastacio Zayas, eines Zuckerrohrplantagen-Arbeiters, der sich zur Pfingstmission bekannt hatte, ganz in den sozio-ökonomischen und historisch-politischen Kontext ein. Beide Autoren äussern sich in der Einleitung zu ihren Werken ausführlich über die Bedingungen ihrer Tonbandaufnahmen und über das Verhältnis zwischen dem sozial höher stehenden Interviewer und den Interviewten, wobei auch die Frage der Bezahlung letzterer zur Sprache kommt.

Von den französischen Ethnologen werden die Einstellungen von Marcel Mauss und Claude Lévi-Strauss zur biographischen Methode mitgeteilt. Mauss empfahl die Verwendung autobiographischen Materials besonders zur Erforschung von Erziehungssystemen. Lévi-Strauss meint, dass Autobiographien wie diejenige des Hopi-Indianers Don Taleyesva («Sun Chief») zwar einen Blick in die subjektiven Einstellungen und Sichtweisen der Eingeborenen vermitteln und in diesem Sinne positivistischen Materialsammlungen überlegen seien, dass sie jedoch mehr dem Wunsch des Lesers nach Erleben als der wissenschaftlichen Erkenntnis dienen, da sie keine systematische Theorie vermitteln und für die Erfassung der Strukturen, die allein den Theoretiker interessieren, unbrauchbar seien.

Neuere biographisch orientierte Publikationen entstanden in Frankreich in den 70er Jahren, als die Massenmedien häufiger journalistisch konzipierte Lebensberichte sogenannter einfacher Menschen (Bauern, Knechte, Arbeiter, Hebammen usw.) ausstrahlten. Das Erscheinen des vielzitierten «Cheval d'orgueil: mémoires d'un Breton du pays bigouden» (1975) von Pierre-Jakez Hélias markiert gewissermassen den Übergang von der «Fremdexotik» zur «Binnenexotik». Die Lebensgeschichte des Schlossers Gaston Lucas (1976), wiedergegeben von Adelaïde Blasquez, weist sowohl ethnologische wie auch journalistische Darstellungsformen auf, und die Verfasserin möchte nach ihren eigenen Aussagen die Schranken niederreissen, «welche die akademische Ethnologie von dem trennen, das man gemeinhin als Literatur bezeichnet».

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach dem Endprodukt, das jeweils aus den auf Tonband registrierten Gesprächen zwischen Interviewer und Interviewten entstehen soll. Die beiden Autoren geben zu bedenken, dass die Erzählung des Interviewten nicht etwa ein «natürlicher» Vorgang ist, sondern ein komplexes Gebilde, in welches viel anderswo Gelesenes und Gehörtes und allerlei Stereotypisches einfliesst, wie in einem Schulaufsatz. Dazu kommt der Umstand, dass der Interviewer, statt bloss aufzunehmen, durch seine Fragen das Gespräch leitet und den Interviewten manchmal zu Präzisierungen veranlasst, die er von sich aus nicht leisten würde. Das auf Tonband eingebrachte «Rohmaterial» ist denn auch alles andere als homogen, und es braucht ein gewisses Mass an Intuition und analytischem Scharfsinn, um das Endprodukt, d. h. den für den Druck bestimmten Lebensbericht, zu gestalten. Wortwörtliche Transkriptionen des Erzählten kommen höchstens für linguistische und sozio-linguistische Untersuchungen in Frage. Die Auswertung der im Interview gewonnenen und auf Tonband gespeicherten Informationen wirft ähnliche erkenntnistheoretische Fragen auf, wie sie einerseits die Historiker bei der inneren Quellenkritik und anderseits die Sozialwissenschafter bei der Analyse aggregierter Daten zu bewältigen haben. Was schliesslich die Darstellung betrifft, sehen die beiden Autoren die alternative Wissenschaft oder Literatur als Scheinalternative; worauf es ankomme, sei die Glaubwürdigkeit der Darstellung und die Nähe zur Wirklichkeit in ihrer ganzen Komplexität.

Der Soziologe *Nicolas Queloz* stellt die biographische Methode in den Rahmen der Mikro-Soziologie, deren Erkenntnisinteresse dem sozialen Verhalten von Individuum und Primärgruppe gilt und die sich teilnehmender und vielfach engagierter Beobachtung bedient. Ausgehend von den Pionieren William I. Thomas und Florian Znaniecki und deren berühmter Studie «The Polish Peasant in Europe and in America» (zuerst 1918–1921), mit welcher die Methodenliteratur zum biographischen Verfahren in der Soziologie beginnt, stellt er die spätere Abwendung der Soziologen von den qualitativen Methoden zugunsten der empirisch-quantitativen Methoden und der funktionalistischen Theorien fest. Erst in den 70er Jahren gewann die biographische Methode wiederum an Interesse. Der Verfasser orientiert über einige in der französischen Schweiz anhand biographischer Methoden durchgeführte Untersuchungen über alte Leute, Familienprobleme und über die Bildung politischen Bewusstseins (Ch. Lalive d'Epinay, J. Kellerhals, M. Finger u. a.). Ganz allgemein stellt Queloz fest, dass die biographische Methode innerhalb der Sozialforschung nur eine bescheidene Randstellung einnimmt, was nicht zuletzt damit zusammenhängt, dass die Wissenschaftspolitik grundsätzlich die mit qualitativen Methoden arbeitenden Forscher privilegiert.

Der Historiker *Jean-Pierre Jelmini* verweist zunächst auf den Wandel der Geschichtswissenschaft, wie sie von der französischen Annales-Schule (Lucien Febvre, Marc Bloch, Fernand Braudel u. a.) vor dem Zweiten Weltkrieg initiiert worden ist. Ihr geht es nicht mehr um die Rekonstruktion des Lebens berühmter Herrscher, sondern um die Lebensgewohnheiten der in Gruppen lebenden Menschen, um ihre Mentalität und ihren Lebensstil. Jelmini lässt die verschiedenen den Historiker interessierenden Typen von Dokumenten Revue passieren, welche gleichsam den Rohstoff für Lebensberichte bilden: zuerst die vom Subjekt selbst verfassten, wie

Tagebücher, Anschreibebücher (livres de raison), Memoiren, Autobiographien, Privatkorrespondenz, dann die von andern Personen verfassten, das Subjekt betreffenden Aufzeichnungen wie Zivilstands- und Gerichtsakten, ärztliche Berichte, psychologische Tests sowie von Zeitgenossen verfasste und posthume Biographien. Eine Anzahl von Jelmini angeführter und von ihm kommentierter Autobiographien zeigen, wie Historiker solche Dokumente interpretieren.

Die Psychologen *Anne-Nelly Perret-Clermont* und *Philippe Rovero* sehen die mündlich erzählte Lebensgeschichte als einen Sonderfall des Gesprächs in Face-to-face-Situation, dessen Verlauf sie minuziös analysieren und dabei auch auf die Bedeutung der nonverbalen Elemente hinweisen. «Raconter son histoire de vie, c'est un exercice de 'display': qu'est-ce qu'on va dire, qu'est-ce qu'on va exposer de son histoire? Quel rôle va-t-on y tenir: héros, souffre-douleur, observateur?» Die mündliche Lebensgeschichte ist in gewissem Sinne ein Konstrukt, das aus einer Begegnung von zwei Menschen entstanden ist. Hinter der Frage, ob Lebensgeschichten zur Wissenschaft oder zur Literatur zu rechnen seien, erhebt sich nach der Meinung der Autoren die bedeutendere Frage nach dem Verhältnis zwischen menschlicher Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis, zwischen den elementaren Gefühlsäusserungen und deren intellektueller oder künstlerischer Aufarbeitung.

Die vier Aufsätze liefern Anstösse und Anregungen und warnen in ihrer kritischen Reflexion vor falschen Erwartungen bei der Anwendung biographischer Methoden als Dokumentationstechnik. Obwohl die Vorträge im Vorwort von Pierre Centlivres als einführend und sich aufs Wesentliche beschränkend bezeichnet werden, greifen sie nach der Meinung des Rezensenten doch tiefer und sind keineswegs nur für Studienanfänger bestimmt.

Arnold Niederer

NIKO KURET: Maske slovenskih pokrajin. Ljubljana: Inštitut za slovensko narodopisje 1984. 543 S., 121 Schwarzweiss- und 27 farbige Abb., Karten.

Seit einiger Zeit liegt ein umfassendes Sammelwerk zum slowenischen Maskenwesen und -brauchtum vor. Es stammt aus der kompetenten Hand von Niko Kuret, dessen slowenisch-deutsche Zweisprachigkeit auch in seiner Vertrautheit mit der einschlägigen deutschsprachigen Literatur zum Ausdruck kommt. Geschrieben ist das Buch in Slowenisch, es enthält aber, den Usanzen des Autors gemäss, eine Zusammenfassung in einer germanischen Sprache. *Anne Čeh* zeichnet für das elfseitige englische Resümee und die angefügten Bildkommentare in Englisch.

Es entspricht den Denkgewohnheiten Niko Kurets, das Maskenwesen funktional und herkunftsmässig noch stark mit dem Magisch-Mythischen zu verweben, ohne aber damit aufdringlich zu werden. Morphologisch unterscheidet er 46 erfasste Maskentypen im gut 20 000 km^2 grossen Slowenien. Die von den Folkloristen in fünf Volkskulturräume aufgeteilten Regionen (Mittelmeeer, Nordalpen, Zentralslowenien, Pannonien, Ostslowenien) weisen nicht dieselbe Maskendichte auf. Wichtige Aspekte des Autors sind: Die kartographische Standortbestimmung der Masken, die Organisatoren der Maskerade und die Namen der Maskentypen. Entsprechend westlicher Differenzierung unterscheidet er pedantisch genau zwischen Winter-/Neujahrsmasken und Fasnachtsmasken. Die vor allem im nördlichen Landesteil auftretenden Perchtengestalten verraten die ehemalige politische und teilkulturelle Zugehörigkeit Sloweniens zur einstigen k. und k.-Monarchie der Habsburger. Wie im Salzburgerland und Tirol treiben in den Karawanken-Alpen noch heute in Schaffellen gekleidete Burschen nach Weihnachten ihren Mutwillen als weisse schöne oder als schwarze hässliche Perchten, mitunter als Luzia oder Nikolausbegleiter vor Weihnachten auch Rüge- und Belohnungsfunktionen ausübend. Innerhalb des fasnächtlichen Brauchbereichs weist der Autor die besonders zahlreichen Tiermasken (zoomorph) dem «archaischen» Maskenbestand zu, wobei Hirschkuh (Hindin), Kamel, Pferd, Kuh, Stier, Ochse, Geiss, Lamm, Steinbock oder Tanzbären dominieren. Zu den Vogelformen (ornithomorph) zählen Maskenbilder wie Henne und «amerikanischer» Hahn in Ptuj oder Gans und Ente an der italienischen Grenze. Die Zuweisung

der Vogelfiguren zur Fruchtbarkeitssymbolik überzeugt mehr als die chronologische Zuordnung von Hirschkuh und Pferd zu antiken Urgründen. Ebenso Vorsicht geboten ist die Vernetzung der Menschenmasken (anthropomorph) mit «manistischem Ursprung». Hier zeigt Slowenien im übrigen denselben Maskenbestand, wie wir ihn aus Mitteleuropa kennen: das alte Paar (Alter und Alte), nach italienischem Vorbild oft auch «nono» und «nona» geheissen, die «schwangere Alte», die im Rückenkorb ihren Mann nach Hause trägt, Braut und Bräutigam (Symbol der Fruchtbarkeit?), der korpulente Mann (Symbol des Überflusses), der «wilde Mann» oder der Bajazzo. Letzterer trägt auch Namen wie «Fašnik, Kurent/Korant, Pust» und erfüllt bisweilen Sündenbockfunktionen für vergangene Torheiten. Daneben treten androgyne Figuren als Ausdruck des Geschlechterwechsels auf, dazu Zigeuner, Schornsteinfeger oder Teufel, der im venetischen Teil Sloweniens auch von Erzengel Michael an der Kette geführt werden kann und damit auf Barockherkunft hinweist. Das slowenische Fasnachtsleben kannte früher auch das Verbrennen, Beerdigen oder Versäufen der Fasnacht an Aschermittwoch. Der Schicklichkeit wegen wird heute nur mehr das Verbrennen eines Fasnachtspopanz als öffentlicher Spektakel praktiziert, von verbaler Rüge und Fasnachtszeitungen begleitet. Noch immer in Übung sind ferner das Stamm- und Pflugziehen und Maskeraden-Wettrennen («blumari»), wobei Mädchen mit grossen Holzzangen geschreckt werden.

Niko Kurets Hypothese vom magischen Wert der Maske ist diskutabel. Man kann dem Buchautor beipflichten, dass der Volksglaube, Masken brächten Glück, Gesundheit und gute Flachs- und Maisernte, noch nicht ganz verschwunden ist. In der Sagenwelt wird dieser Volksglaube weitertradiert. Ob er in jahrtausendalter Kontinuität begründet ist, bleibt weiterhin umstritten, da Belegbarkeit oder Widerlegbarkeit letztlich unmöglich sind. Werner Röllin

JON MATHIEU: Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800. Chur: Octopus Verlag 1987. 358 S., Abb. und Tab.

Der Historiker und Ethnologe Jon Mathieu legt hier eine Untersuchung zur Landes- und Sozialgeschichte vor, die insofern eng mit der Volkskunde verknüpft ist, als darin die Lebenslage bäuerlicher Schichten und adliger Familien nicht nur in politischer, sondern ebenso sehr in brauchgeschichtlicher, religiöser und selbst in «privater» Hinsicht dargestellt und analysiert wird. Die Arbeit zeugt von grosser Quellentreue, wobei zu sagen ist, dass die Zeit von 1650 bis 1800 wesentlich mehr Dokumente hinterlassen hat als die politisch ereignisreichere Epoche vom Mittelalter bis zum Loskauf des Unterengadins von Österreich (1652). Mathieu konsultierte Gemeindeprotokolle, Güterverzeichnisse, Schuldverschreibungen und Gemeinde-Statutenbücher (Tschantamaints). Letztere sind dank der Publikation von Andrea Schorta (Rechtsquellen des Kantons Graubünden) heute gut zugänglich. Was die «privaten» Aspekte des ländlichen Lebens betrifft, so wurden die beiden umfangreichen historisch-biographischen Handschriften des Ftaner Aristokraten Martin Peider Schmid von Grünegg (1742–1821) eifrig benützt.

Die einzelnen Kapitel des Buches betreffen 1. die Landwirtschaft, 2. das Handwerk und den Handel, 3. die Gesellschaft der kleinen Leute (Haushalt, Eltern und Kinder, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Gemeinde), 4. die Bevölkerungsentwicklung, 5. die vornehmen Herrschaften (Abhängigkeit der Bauern von denselben, Politik, Geistlichkeit). In diesem letzten Kapitel kommen vor allem die Privilegien des mächtigen Geschlechts der Planta zur Sprache. Das Wort «Bären» im Titel des Buches ist eine Anspielung auf die Bärentatze im Wappen der Planta, mit denen sich die Bauern immer wieder arrangieren mussten.

Für den Volkskundler neu dürften Mathieus detaillierte Ausführungen über Familien und Verwandtschaft sowie über das Klientelwesen sein, «jene Beziehungen zwischen vornehmen Herren und unscheinbaren Bauern». Im Kapitel über die Landwirtschaft interessieren im besonderen die bäuerlichen Kooperationsgruppen bei der Feldarbeit (Zusammenspannen beim Pflügen, Hinauftragen der abgerutschten Erde

auf abschüssigen Äckern, Dreschen, Bewirtschaftung der Alpweiden usw.) sowie über die weiblichen Kooperationsformen bei der Milchverarbeitung (Zusammengiessen der Milch zur Herstellung grösserer Käse).

Sehr lehrreich sind Mathieus Ausführungen über die ausserhäuslichen Beziehungen zu Verwandten, Freunden und Nachbarn. Innerhalb der Verwandtschaft spielte die Ehre eine wichtige Rolle. «Gegen Beleidigungen und Verleumdungen eines Angehörigen musste sich deshalb jedermann zur Wehr setzen.» Die Freunde bildeten gleichsam den verlängerten Arm der Verwandtschaft; sie waren von Bedeutung innerhalb des Klientelwesens (Gefolgschafts- und Protektionsverhalten). Neben der Blutsverwandtschaft und der Schwägerschaft gab es – wie anderswo – auch die durch Patenschaft entstandene geistliche (nicht geistige!) Verwandtschaft, deren Kreis bis zu sechs und mehr Taufzeugen umfassen konnte. Die Paten gewährten ihren Patenkindern Protektion in wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. Beistand vor Gericht; von den Patenkindern wurde Dienstfertigkeit und politische Loyalität erwartet.

Die nachbarlichen Beziehungen betrafen vor allem Alltagsereignisse und fanden Ausdruck in gegenseitiger Hilfe bei praktischen Tätigkeiten. Politische Parteinahme stand hier nicht im Vordergrund. Unter Nachbarn im weiteren Sinne verstand man auch die Bürger innerhalb des politisch verfassten Gemeinwesens. Mathieu schildert die verschiedenen Modi, nach denen die Gemeindebehörden ermittelt wurden: durch Wahlmänner, durch Kooptation und durch das Los. Das Losverfahren war so geregelt, dass jeder Bürger im Lauf der Jahre in die Obrigkeit kommen konnte. Die Bestellung der Obrigkeit an kalendarisch festgesetzten Tagen hatte brauchtümliche Aspekte (derbe Sprüche der Buben an die Adresse der an- und abtretenden Behördemitglieder: «Hinauf mit den Fressern, runter mit den Säufern!»). Im Anschluss an die mit der Bestellung der Obrigkeit verbundenen Bräuche schildert der Verfasser weitere Dorfbräuche: Wasserbräuche am Johannistag, Heiratslotterie am Dreikönigstag, Blochziehen in der Gemeinde Samnaun, Chalandamarz am 1. März (intensives Lärmen von Schellen und Kuhglocken), Verbrennen des Hom Strom (Strohpopanz) in Schuls usw.

Bei der Behandlung von Heirat und Ehe geht der Verfasser sowohl auf die brauchmässigen Aspekte ein wie auch auf die wirtschaftlich-sozialen Probleme (Heiratskreise, Heiratsalter, Besitz, Bedeutung des Bürgerrechts usw.). Die Kinderzahl lag im Durchschnitt zwischen 4,4 und 4,7 Geburten auf je eine Trauung, wobei sich die verhältnismässig niedrige Zahl aus dem hohen Heiratsalter der Frauen (im Durchschnitt 28 Jahre) erklärt. Die Frage, ob innerhalb der Ehe eine Geburtenregelung stattgefunden habe, lässt der Verfasser offen, erwähnt jedoch die überdurchschnittlich hohe Zahl von Geburten zur Erntezeit (einem ungünstigen Termin für einen Bauernhaushalt) als möglichen Hinweis dafür, dass man der ehelichen Fruchtbarkeit ihren «natürlichen Lauf» liess. Weiteren Aufschluss über das generative Verhalten hätten auch die zeitlichen Abstände zwischen den einzelnen Geburten ergeben. Bei bewusster Geburtenkontrolle findet zumeist die letzte Geburt längere Zeit vor dem Ende der Gebärfähigkeit der Frau statt.

Im Kapitel über die «vornehmen Herrschaften» ersteht das Bild von der vermögenden Oberschicht, die von der Verpachtung ihres ausgedehnten, wenn auch verstreuten Grundbesitzes lebte. Neben der Grundrente rangierte in der adligen Gedankenwelt stets auch der Offiziersdienst in der Fremde. In der Sorge um die Erhaltung von Besitz und Macht hatten die aristokratischen Familien ihre eigenen, gewissermassen dynastischen Erbtraditionen (Mannvorteil) und ihre politisch ausgerichtete Heiratsstrategie.

Die Politik des Unterengadins war geprägt durch Parteiverbände, die quer durch die soziale Hierarchie hindurchgingen. Zur Gewinnung von Anhängern spielte die Wirtshauskumpanei zwischen Vornehmen und Bauern eine nicht unwesentliche Rolle bei der Bildung von Loyalitäten, wo diese nicht schon durch Verwandtschaft, Patenschaft und materielle Abhängigkeit gegeben waren.

Der geistliche Machtbereich, repräsentiert durch die Prädikanten, brachte eine religiöse Kultur des Wortes hervor, die sich auch auf das Schulwesen auswirkte. Die

streng orthodoxe Haltung der Pfarrer stemmte sich gegen manche der volkstümlichen Sitten und Gebräuche (Fastnachtstreiben, üppige Familienfeste, Almosengeben usw.). Die unter dem Einfluss der Brüdergemeine des deutschen Grafen Zinzendorf nach 1745 bei manchen protestantischen Geistlichen des Unterengadins entstandene gefühlvolle, pietistische Frömmigkeit blieb fast ganz ohne Ausstrahlung auf das religiöse Empfinden des Volkes; eher neigten manche zu Ende des 18. Jahrhunderts zur Freigeisterei.

Das flüssig geschriebene und ohne modisches Vokabular auskommende Buch darf als eine hervorragende Leistung betrachtet werden. Es kommen darin nicht nur die Lebensverhältnisse, sondern auch die eigene Auffassung und das Denken («die soziale Logik») der Menschen von ihrem Alltag zur Sprache. Normen und Werte werden stets im Zusammenhang mit den materiellen und sozialen Verhältnissen dargestellt. Das Werk eröffnet oft vergessene und verdrängte, jedenfalls vernachlässigte Aspekte und gibt manchen Anstoss zu vergleichenden Untersuchungen von bäuerlichen Gemeinwesen innerhalb und ausserhalb des Alpenraumes.

Arnold Niederer

BRIAN JUAN O'NEILL: Social Inequalitiy in a Portuguese Hamlet. Land, late marriage, and bastardy, 1870–1978. Cambridge: University Press 1987. 430 S., 24 Abb., 49 Tabellen und Diagramme.

In der Provinz Trás-os-Montes («Hinter den Bergen»), dem am stärksten abseits gelegenen Teil Nordportugals, haben sich manche Züge einer kollektivistischen Agrarverfassung erhalten, wie sie besonders von dem portugiesischen Ethnologen Jorge Dias (1907–1973) mit grosser Detailtreue in seinen Monographien «Vilarinho da Furna, uma aldeia comunitaria» (1948) und «Rio de Onor: Comunitarismo agropastoril» (1953) beschrieben und analysiert wurden (vgl. SAVK 46 [1949], 64 und SAVK 52 [1956], 187). In Rio de Onor wurde zum Beispiel die Heuernte von dem einen Ende der Flur bis zum anderen Ende durch das Dorfkollektiv gemeinsam ausgeführt, worauf jede Familie ihren entsprechenden Anteil erhielt. Abgeschwächtere Formen der kollektivistischen Landwirtschaft stellte Dias auch im Bereich der Viehzucht und mit Bezug auf Unterhalt und Benutzung der Kanäle für die künstliche Bewässerung fest. Aus solchem kooperativem Verhalten der Bauern von Rio de Onor, einer kleinen Ortschaft an der portugiesisch-spanischen Grenze im Distrikt Bragança, schloss Dias auf eine ausgesprochene soziale Gleichheit, da das Aufkommen von Unterschieden im privaten Reichtum durch die Institution des Rates der Haushaltvorstände (Conselho) abgeblockt werde. So durfte zum Beispiel keine Familie mehr als zwei Kühe und ein Kalb auf die Gemeindeweide treiben. Dias' Monographie über Rio de Onor machte nicht nur das abgelegene Dorf berühmt, sondern regte auch weitere Ethnologen an, in Nordportugal und in einem weiteren nordiberischen Raum Untersuchungen über den sozialen und wirtschaftlichen «Egalitarismus» anzustellen.

Brian Juan O'Neill, ausserordentlicher Professor für Sozial- und Kulturanthropologie an der Universität Lissabon, gibt nun aufgrund mehrjähriger intensiver Feld-und Archivforschung in einem unweit von Rio de Onor gelegenen Dorf ein ganz anderes Bild von der sozio-ökonomischen Struktur der dortigen Gesellschaft. Seine Untersuchungen erstrecken sich auf den Landbesitz der einzelnen Familien, auf die im Dorfkollektiv gemeinsam ausgeführten Arbeiten sowie auf die Heirats- und Erbgewohnheiten. Aufgrund der unterschiedlichen Grössen des Landbesitzes der einzelnen Familien ergibt sich eine deutliche soziale Abstufung der Familien bzw. Haushaltungen in 1. Proprietarios (Grossbesitzer) mit einem Landbesitz zwischen 30 und 50 ha und eigenen Traktoren; 2. Lavradores (Bauern), die über 6 bis 30 ha verfügen und Pfluggespanne besitzen, und 3. die grosse Gruppe der Jornaleiros (Taglöhner und Kleinstbauern), die 31 von den 57 Haushaltungen ausmachen, von denen keine über ein eigenes Pfluggespann verfügt. Bei den institutionalisierten Gemeinschaftsarbeiten, wie zum Beispiel dem Dreschen der gesamten Ernte aller Besitzer auf den der Gemeinde gehörenden Dreschplätzen, läuft es darauf hinaus, dass die Kleinbesitzer, deren Anteil in weniger als einer Stunde gedroschen ist, gleich lang dreschen müssen

wie die Grossbauern, deren Ernte manchmal einen ganzen Dreschtag und mehr erfordert. Dadurch profitieren die Grossen von der unentgeltlichen Arbeit der Habenichtse. Ähnliche Formen «institutionalisierter Ungleichheit» kommen auch bei anderen im Kollektiv durchgeführten Arbeiten vor, zum Beispiel bei der Öffnung und beim Unterhalt der Bewässerungskanäle, bei der Heuernte usw.

Sozio-ökonomisches Ungleichgewicht in Fontelas (Pseudonym für die von O'Neill untersuchte Ortschaft) ergibt sich aus den dortigen Heirats- und Erbsitten. Grundlegend für das Verständnis dieser Sitten ist der Gegensatz zwischen dem Bestreben der über grossen Grundbesitz verfügenden Familien, diesen Grundbesitz möglichst ungeteilt zu erhalten, und dem Wunsch der Nachkommen, zu heiraten, Kinder zu zeugen und ein Haus für sich zu haben. Jede Heirat eines präsumptiven Erben gefährdet die besitzmässige Einheit der Herkunftsfamilie (Orientierungsfamilie), da nach portugiesischem Zivilrecht alle Nachkommen zu gleichen Teilen erben (wobei allerdings der Erblasser über einen Drittel des Vermögens frei verfügen kann). Eine der allgemein tolerierten Strategien zur Erhaltung des ungeteilten Hofes besteht nun darin, dass einer der Erben oder eine Erbin bevorzugt wird und bei den Eltern auf dem Hof bleibt. Dadurch wird auf die übrigen Erben ein informeller Druck ausgeübt, unverheiratet zu bleiben oder erst später zu heiraten bzw. auszuwandern, denn eine Güterteilung zu Lebzeiten der Eltern widerspricht der dortigen Erbsitte, desgleichen die Ausrichtung einer Mitgift an eine heiratende Tochter. Auf diese Weise entsteht im Dorfe eine ökonomische Übermacht derjenigen, die heiraten und auf dem Hof bleiben dürfen, gegenüber denjenigen, die ledig bleiben oder erst spät zum Heiraten kommen. «Patrimony (väterliches Erbgut) and matrimony (Ehestand)», so formuliert O'Neill, «are structural opposites». Diese Gegensätzlichkeit beruht nach der Meinung des Verfassers auf dem Umstand, dass Güterteilungen grundsätzlich stets erst nach dem Tode des Erblassers (post mortem) erfolgen.

O'Neill bringt die ungewöhnlich hohe Zahl von unehelichen Geburten (über 50 % aller Geburten) mit diesen strukturellen Heiratshindernissen in Zusammenhang.

Eine Besonderheit, vom Verfasser als «natolocal residence» bezeichnet, findet nur wenige Parallelen in der europäischen ethnologischen Literatur. Es handelt sich um die Sitte, nach welcher die Ehegatten tagsüber in ihren Herkunftsfamilien wohnen, arbeiten und essen und nur nachts in einer Kammer des Hauses der Eltern der Frau zusammen sind, also nur eine «Nachtehe», manchmal sogar nur eine «Wochenendehe» führen. Eine solche Ehe verändert die voreheliche Lebensweise der Partner nur in sehr beschränktem Masse. Solche «arrangements» können, obschon sie nur als provisorisch konzipiert werden, in Ermangelung eines eigenen Wohnsitzes jahrelang andauern, was der Verfasser anhand eindrücklicher Beispiele belegen kann. Bei diesem System steht die Arbeitskraft der Ehepartner vollständig im Dienste ihrer entsprechenden Herkunftsfamilie, ohne dass eine Entschädigung seitens derselben vorgesehen ist. Unter solchen Umständen kann die Ehe nicht eigentlich als zentraler Lebensbereich bezeichnet werden, und die Hochzeit als Übergangsritus ist keine «hohe Zeit», sondern ein «minimal marriage», wie der Verfasser schreibt.

Die Folgen der traditionellen Begünstigung eines einzigen Erben zuungunsten der Miterben, von O'Neill als «indirect unigeniture» (indirekte Einzelnachfolge) bezeichnet, sind anhand von Pfarreiakten (Taufregistern und Beichtregistern) dokumentarisch nachgewiesen. Es handelt sich um die folgenden: Spätheirat (um die 30 und später), hoher Prozentsatz von Nichtheiratenden, getrennter Wohnsitz der Ehepartner, ungewöhnlich hoher Prozentsatz von unehelich Geborenen. Die Illegitimitätsrate betrug im Jahrzehnt von 1910 bis 1919 73 % aller in Fontelas getauften Kinder; zwischen 1920 und 1929 waren es 67,9 %. Solch hohe Raten werden in der ethnographischen und demographischen Literatur nur für Teile des Ostalpengebietes erwähnt, wo gebundener Bodenbesitz und Spätehe bei der bäuerlichen Bevölkerung die Regel sind.

Während die wohlhabenden Familien in Fontelas auf Sittenstrenge halten und uneheliche Geburten demnach bei ihnen selten sind, bilden die Taglöhner in Fontelas eine zur Illegitimität neigende Subgruppe («a subsociety prone to illegitimacy»), in

welcher die Anerkennung der unehelich geborenen Kinder durch den Vater nur relativ selten vorkommt (von 326 seit 1870 getauften unehelichen Kindern haben 275 laut Taufregister einen «unbekannten Vater»). Diese Kinder samt ihren unverheirateten Müttern werden, obschon sie einen niedrigen Status besitzen, allgemein akzeptiert, ebenso die nichtehelichen Verbindungen (Konkubinate). Es liegt im Interesse der wohlhabenden Landbesitzer und Bauern, dass unter ihnen eine Gruppe von Einwohnern besteht, die vom Landbesitz und von der Verheiratung weitgehend ausgeschlossen bleibt.

Es geht dem Verfasser eingestandenermassen vor allem darum, das falsche Bild von der harmonischen, sozial ausgeglichenen Dorfgemeinschaft abzubauen und deren dem oberflächlichen Betrachter verborgene hierarchische und inegale Aspekte aufzuzeigen und die in der Erbsitte liegenden Ursachen zu erklären. Er tut dies nicht nur anhand sorgfältig verarbeiteten und interpretierten umfangreichen Quellenmaterials, sondern stets auch vergleichend, indem er die Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen aus dem europäischen Bereich herbeizieht. Die portugiesische Ausgabe des in vorbildlicher Weise Kulturanthropologie mit Sozial- und Wirtschaftsgeschichte verbindenden Werkes wurde 1985 in Palermo mit dem Giuseppe-Pitrè/Salomone-Marino-Preis ausgezeichnet. Arnold Niederer

Louis Carlen: Wallfahrt und Recht im Abendland. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag 1987. 260 S., 11 Abb. (Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, 23).

Der bekannte Freiburger Jurist und Rechtshistoriker Louis Carlen hat sich schon als Student mit den Zusammenhängen zwischen Wallfahrt und Recht befasst, und es sind bis heute eine Anzahl von Abhandlungen, davon zwei im SAVk (1959 und 1967), zu diesem Thema aus seiner Feder erschienen. Der hier zu besprechende Band bietet einen systematischen Überblick über die bisherigen Forschungsergebnisse. Es geht zunächst um die rechtliche Ordnung, durch welche kirchliche und weltliche Behörden das religiöse und soziale Wallfahrtsgeschehen zu regeln versuchen. Zur Sprache kommt die Rechtsstellung der Wallfahrtsstätten im Kirchenrecht – sowohl in seiner historischen Ausprägung als auch in seiner heutigen Geltung – und im staatlichen Recht. Es geht hier um den behördlichen Schutz der Wallfahrten und der Wallfahrtsstätten sowie auch um Einschränkungen und Verbote. Ein wichtiges Kapitel bilden die rechtlichen Beweggründe der Wallfahrt, besonders die Busswallfahrten und die Strafwallfahrten, die nicht nur durch geistliche, sondern auch durch weltliche Gerichte verhängt wurden.

Der Pilger, der ein gottgefälliges und vielfach mühsames Werk auf sich nahm, hatte einen besonderen Status und eine besondere Rechtsstellung. Zur Durchführung einer Fernwallfahrt (Jerusalem, Rom, Santiago de Compostela etc.) benötigte er eine kirchliche Erlaubnis; er durfte bewaffnet sein. Die vollzogene Pilgerfahrt musste am Kultort bestätigt werden, dies war besonders bei Straf- und Busswallfahrten zwingend. Die Lex peregrinorum regelte das Verhältnis zwischen dem Pilger und seiner zu Hause gebliebenen Ehefrau und den Kindern. Die Verlassenschaft eines Pilgers, der auf der Wallfahrt starb, verfiel den lokalen Behörden des Sterbeortes. Während der Pilgerfahrt durften Schulden des Pilgers nicht eingetrieben werden. Er hatte allgemein Anrecht auf Unterkunft, Feuer und Wasser und Brot, sowohl auf der Reise (Pilgerherbergen) wie auch am Kultort. Im Todesfall wurde er kirchlich bestattet.

Den Volkskundler interessieren besonders die Beziehungen zwischen dem mit der Wallfahrt verbundenen Brauchtum und dem Recht. Vielfach handelt es sich um Analogien, so bei den Votivgaben, die aufgrund von Gelöbnissen dargebracht werden. Der das Votivwesen durchziehende Do-ut-des-Gedanke (ich gebe, damit du gibst) entspricht der verpflichtenden Vorausleistung bzw. Vorauszahlung im weltlichen Recht. Durch Ausstellen der Votivgabe promulgiert (ein Wort aus der Rechtssprache) der Votant die aufgrund des Gelöbnisses erlangte Gnade.

Parallelen bestehen zwischen einzelnen Bildmotiven auf Votivtafeln und Stifterta-

feln, wie z. B. den Schutzmanteldarstellungen einerseits und alten Rechtsbräuchen andererseits: «Flucht unter den Mantel einer hochstehenden Frau, aber auch von Königen oder Fürsten, oder Anfassen dieses Mantels gab Anrecht auf Schutz oder Begnadigung». Wenn die Erben eines Verstorbenen dessen bestes Gewand als «Seelgerät» einer Kultstätte übergaben, so lässt sich hier eine rechtliche Parallele konstruieren zu der Pflicht von Hintersassen, an den Grundherrn das Besthaupt aus dem Stall oder das Bestgewand zu leisten. Der Beilwurf, durch den nach der Legende der hl. Wolfgang den Standort der später erbauten Wolfgangskapelle bei Kirchberg am Wechsel (Niederösterreich) bestimmt hatte, erinnert an die rituelle mittelalterliche Rechtshandlung, durch welche die Grenze bezeichnet wurde, bis zu welcher der Werfende Boden in Besitz nehmen wollte. Wenn – wie dies in Legenden erzählt wird – bei Hostienfrevel die Hostie zu bluten begann, so kann dies an die sogenannte Bahrprobe erinnern; es galt als Schuldbeweis, wenn der Leichnam eines Erschlagenen zu bluten begann in dem Augenblick, wo ihn der des Mordes Verdächtigte berührte.

Bildliche Darstellungen auf Votivtafeln überliefern manchmal strafrechtliche Tatbestände oder auch Bestrafungspraktiken (z. B. Folterungen, Gefängnis), bei denen der Votant durch Anrufung einer heiligen Person davongekommen war. (Der Band enthält vier Abbildungen von Gefangenen und Geräderten aus Mirakelberichten und Votivtafeln.)

Volksliterarisch interessant sind die von Carlen erwähnten mittelalterlichen Legenden, die von der Ermordung oder der Verurteilung unschuldiger Pilger berichten. Meist werden in diesen Legenden die Ermordeten wieder zum Leben erweckt und die unschuldig Verurteilten durch Heilige vom Erhängungstod errettet. Ein Bild von Giovanni Francesco da Rimini (im Bande reproduziert) zeigt einen am Galgen hängenden Jüngling, der durch den hl. Jakobus gestützt und so gerettet wird. Ein solches Erhängungswunder ist auf drei Tafelbildern in der St.-Jakobs-Kapelle auf der Bösegg (Willisau-Land) dargestellt, ein anderes in der Jakobuskapelle neben der Martinskirche von Tafers. (Diese Bilder sind im Bande reproduziert.)

Oft wird die Frage gestellt, was mit den am Kultort dargebrachten Votivgaben zu geschehen habe. Lange gab es darüber im Codex Iuris Canonici keine Bestimmung. Erst im CIC von 1983 ist festgehalten, dass volkskünstlerische Votivgaben und Frömmigkeitsdokumente in den Heiligtümern oder in deren Nähe sichtbar aufzustellen und sicher aufzubewahren seien.

Das klar gegliederte und flüssig geschriebene, gelehrte Werk berücksichtigt in angemessener Weise die bestehenden volkskundlichen Wallfahrtsbeschreibungen und zeigt, dass in allen Teilen der Brauchforschung auch stets das jeweilige kodifizierte Recht und die Rechtssymbolik zu beachten sind. Arnold Niederer